

Wozu Medientheorie?

Till Nikolaus von Heiseler

Sich selbst von den Regeln auszunehmen, die man erklärt, erscheint immer deutlicher als die Crux des Akademischen.
– Dietmar Kamper¹

Für uns besteht die eigentlich soziale Frage darin, ob und in welcher Weise die Evolution der Weltgesellschaft von Reflexion und Gestaltung berührt werden kann. – Janus von Abaton

I.

Seit Jahrzehnten richtet sich die Aufmerksamkeit von Soziologen und Germanisten, Kulturwissenschaftlern und Philosophen auf etwas, das sie „Medium“ nennen. Welchen Stellenwert der Begriff im Gesamtzusammenhang einer Theorie einnimmt und was er bezeichnen soll, ist oft sehr unterschiedlich. Wenn wir vom Gebiet der Medientheorie sprechen, dann sprechen wir also von jenem locker vernetzten heterogenen Bereich ohne einheitliche methodische und theoretische Konzeption, in dem der Begriff *Medium* sich gerade dadurch bewährt, dass er unterschiedliche Theorieansätze zulässt. Man könnte die These vertreten, dass dieser schillernde, vage und vieldeutige Begriff eine Art Vermittlerrolle spielt und immer wieder Räume (auf Tagungen, in Publikationen und Vorlesungsreihen) schafft, in denen sich unterschiedliche Disziplinen begegnen können – und doch: So faszinierend dieses uneinheitliche Feld der Medientheorie auch sein mag, so wird man trotzdem den Verdacht nicht los, dass das Interesse der Wissenschaftler an diesem Begriff immer auch und vor allem ein Interesse an ihrer eigenen Karriere ist, denn tatsächlich versprach der Begriff „Medium“ Forschungsgelder und Prestige wie kaum ein anderer.²

In diesem Zusammenhang die Frage nach dem Wozu der Medientheorie zu stellen, erscheint zunächst als Provokation, denn mit dieser Frage fragen wir natürlich nicht nach dem strategischen Nutzen, der sich für wissenschaftliche Karrieren ergibt, und wir fragen auch nicht danach, wie Medientheorie – beispielsweise als Medienberatung – kommerzialisierbar wäre oder wie man mit

¹ Zur Geschichte der Einbildungskraft, München/Wien 1981, p. 10.

² „Das Wort [Medium] steht ja mittlerweile weniger für eine inhaltliche Position, sondern dient vor allem als Label, um sich im akademischen Verteilungskampf Gelder und Stellen zu sichern.“ Stefan Heidenreich, gepostet über Rohrpost am 15.10.04, zitiert nach Medien|Theorie – und wofür sie gut sein soll. Cut-up von Sophia Nabokov, http://www.formatLabor.net/html/Sophia_Nabokov_Cutup_rohrpost.pdf.

Anzumerken ist, dass der Wert oder auch der Effekt eines Diskurses nicht allein von den persönlichen Motiven seiner Teilnehmer abhängt. Vielleicht wäre es interessanter und aufschlussreicher, nicht nach dem Motiv, sondern nach der Wirkung zu fragen. Und wenn wir schon nach einem Grund, einer Ursache, suchen, dann dürfen wir diese nicht schlicht mit dem Motiv des Einzelnen gleichsetzen. Wir fragen nach dem Grund der Medientheorie und damit nach dem Grund eines Diskurses. Was aber ist der Grund des Diskurses?

ihrer Hilfe unternehmensinterne Kommunikation verbessert, die Botschaften des Marketing effektiver verbreitet oder Betriebe in anderer Weise optimiert.

Doch welches Ziel haben wir vor Augen und von welchem „Wozu?“ ist überhaupt die Rede?

Wenn wir annehmen, dass die soziale und menschliche Welt nicht vom Einzelnen aus zu erklären ist, nicht von souveränen Subjekten her, und in der Gesellschaft nicht einfach nur an und für sich existierende Menschen aufeinander treffen (dies würde einen transzendenten oder göttlichen Ursprung des Menschen voraussetzen), sondern dass umgekehrt das Dazwischen, die Bedingungen der Kommunikation – also einerseits die Eigenwerte des Diskurses und andererseits die nicht-diskursiven physikalischen Grundlagen des Dazwischen – das Individuum erst hervorbringen, und wenn wir darüber hinaus Medien allgemein als *Bedingungen des Diskurses* begreifen – also als das, was konstitutiv ist, aber im Diskurs notwendig latent bleibt³ –, dann wäre Medientheorie tatsächlich dazu geeignet, eine fruchtbare Perspektive auf unsere heutige menschliche und soziale Welt zu liefern. Wenn es ihr nun auch noch gelingen könnte, praktisch zu werden, also die Diskursbedingungen (Eigenwerte, prädiskursive Grundlagen etc.) nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu bearbeiten, dann könnte sie darüber hinaus zum funktionalen Äquivalent einer *politischen* Theorie werden, die kein revolutionäres Subjekt und keine Stellvertreteravantgarde mehr benötigte: Eine Theorie, die Gesellschaft nach dem Verlust des revolutionären Subjekts als veränderbar zu denken wagt, ohne die alten Schemata von Herr und Knecht, Rechts und Links oder Gut und Böse aufrufen zu müssen. Diese Theorie würde sich nicht mehr ausschließlich an einer hierarchischen oder funktionalen Spitze orientieren, die es allein zu beeinflussen oder umzuwerfen gelte, sich nicht mehr an bloßen Symbolen der Herrschaft oder an politischen Rollen abarbeiten, sondern sie könnte unter den heterarchischen Bedingungen der gesellschaftlichen Zersplitterung, in der Kontrolle und Kommunikation konvergieren, – ihre gesellschaftliche Funktion reflektierend – dezentrale Ansätze hervorbringen und Brüche und Verschiebungen hervorrufen.

Doch abgesehen von der Frage, was die Bedingungen und Grundlagen des Diskurses sind, abgesehen davon, dass diese sicherlich nicht endlich aufzählbar und – auch selbst wenn sie

³ Das „Medium“ – darin scheint weitgehend Einigkeit zu bestehen – ist der Blinde Fleck der Kommunikation, also jener Ort, der sich in der Kommunikation *verunsichtbaren muss, um sie zu ermöglichen*. Das Medium als Bedingung des Beobachtens kann in der jeweiligen Beobachtung nicht mit beobachtet werden. So wie auf der Ebene des Sinnes oder des Begriffs die Einheit der Differenz unbezeichnet bleiben muss, um Begriff bzw. Sinn operationsfähig zu halten, so muss auf der physikalischen Ebene das Medium in den Hintergrund treten, damit die Botschaft, die in der Formung des Mediums und nicht in ihm selbst liegt, übermittelt werden kann: Wir sehen einen Tisch und nicht das Licht, wir hören das Anfahren eines Autos und nicht die Druckwellen der Luft, obwohl unsere Augen und Ohren nichts anderes sehen und hören können als eben Lichtstrahlen und Schallwellen. Nur in der Kunst (dort wo sie gut ist), in der Sinnkrise, im Rauschen und im technischen *Breakdown* erhebt sich das Medium mitunter müde aus seiner Latenz. Medienepistemologie – oder bescheidener Medientheorie mit epistemologischem Anspruch – muss Strategien erfinden, um das im Prozess notwendig Latente sichtbar zu machen. Diese Strategien des Sichtbar-Machens sind (und auch deshalb ist die Unterscheidung so wichtig) in Bezug auf technische Medien, also für die Kanäle und ihre Logik (die immer mit der Art der Codierung verknüpft ist, die die Kanäle und der technische Stand der Codierung ermöglichen), vollkommen andere als für Medien, verstanden als Produkt einer Rekursion, als Eigenwerte des Diskurses.

benannt würden – nicht in jedem Fall bearbeitbar sind, erscheint eine derartige Theorie zwar als Theorie denkbar, nicht aber konkret realisierbar. Der Unterschied zwischen Denkbarkeit und Realisierbarkeit wird allzu oft übersehen. Er liegt hier darin, *dass eine derartige Medientheorie sich in reflektierter Weise an ihren ungeheuren Aufgaben ausrichten müsste* – und sie sicherlich nicht spontan aus dem bloßen Zusammenspiel von Einzelinteressen, Beobachtung der Beobachtung (Vergesellschaftung) und wissenschaftlicher Konvention oder Ähnlichem entstehen könnte...

Die Frage nach dem Wozu ist gleichbedeutend mit der Frage nach einer Funktion, nach einem Sinn, einem Zweck; Wissenschaft aber richtet sich an ihren eigenen Gesetzen aus und hat ihre eigenen konstitutiven Momente, die der wissenschaftlichen Reflexion nicht immer zugänglich sind. Begreifen wir Medientheorie dementsprechend als Produkt eines Diskurses, der von Tradition und ökonomischen Rahmenbedingungen, von Wissenschafts- und Bildungspolitik, von der Logik der Kulturtechniken und den Formaten der Forschung und Lehre geformt wird, wie können wir dann ihr gegenüber irgendeinen Anspruch formulieren?

Natürlich können wir die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion von Medientheorie oder Theorie generell stellen. Aber entweder werden diese Fragen *außerhalb* der Wissenschaft gestellt, dann sind sie (wenn es sich nicht gerade um wissenschaftspolitische Fragen handelt) für die Wissenschaft bedeutungslos, oder aber sie werden *innerhalb* der Wissenschaft gestellt und sind dann nicht viel mehr als eine Verzierung, eine Geste, ein philosophischer Zusatz, der mitlaufen darf, aber keine an und für sich wissensstrukturierende Kraft besitzt: Man zeigt damit an, dass man „kritisch“ ist und alles hinterfragt, und stimmt gerade damit in den unisonen Chor der „kritischen“ Reflexion ein. Auch der sogenannten „funktionalistischen Methode“ und dem sozialwissenschaftlichen Funktionalismus, wie er ursprünglich in der Ethnologie und der Sozialanthropologie entwickelt worden ist, ist eine eigen-sinnige, selbstgestaltende Kraft in Hinblick auf eine zu erfüllende Funktion nicht zuzutrauen⁴. Theorien gewinnen ihre Form sicherlich nicht durch die Reflexion ihrer gesellschaftlichen Bedeutung, sondern sie gestalten sich so, dass ihr eigenes Überleben gesichert ist. Die Reflexivität der Wissenschaft blockiert in diesem Sinne also gerade eine bestimmte Art der Reflexion.

Wir ordnen: Einerseits wäre es utopisch und größtenwahnsinnig zu glauben, dass sich Wissenschaft an irgendwelchen anderen als den ihr immanenten Zielen ausrichtet, andererseits verweist das

⁴ Der sozialwissenschaftliche Funktionalismus, von den Sozialanthropologen Bronisław Malinowski (1884-1942) und Alfred Radcliffe-Brown (1881-1955) entwickelt, vertritt die Ansicht, dass ein gesellschaftliches oder auch kulturelles Phänomen nicht aus seiner Geschichte, sondern aus seiner Funktion erklärt werden solle. Jede Gesellschaft muss bestimmte Funktionen, etwa Ernährung, Verteidigung, Erziehung, Organisation der Exogamie, Wissensreproduktion usw. entwickeln, um zu überleben. Diese Funktionen werden durch die Ausbildung spezifischer „gesellschaftlicher Strukturen“ erfüllt. Diese aus der Sozialanthropologie und Ethnologie stammende Methode wurde von Talcott Parsons weiter ausgearbeitet und später von Niklas Luhmann und seinem Schüler Dirk Baecker teilweise fragwürdig universalisiert. Mit der in der funktionalistischen Methode oft angewandten Frage nach dem Wozu ist nicht das Verfolgen eines Zieles gemeint, sondern es handelt sich um eine heuristische Technik, das Vorhandene als Ungewöhnliches zu betrachten. Man fragt, was fehlen würde, wenn etwas Bestimmtes nicht vorhanden wäre.

Wozu ja gerade auf das eigentlich menschliche Reflexionspotential, das eben darin besteht, jenseits der Affirmation des *Status quo* und jenseits des eigenen unmittelbaren Nutzens über weitläufigere Zusammenhänge nachzudenken.

Die Frage, woran ein Wozu sich orientieren sollte, erscheint genauso problematisch wie die Frage, wie denn, wenn es einen Orientierungspunkt gäbe, eine Theorie sich an diesem Wozu ausrichten könnte, und wie dann wiederum diese Theorie eine Wirkung entfalten könnte; denn schließlich zeichnet moderne Wissenschaft sich gerade dadurch aus, dass sie eben keinen moralischen, rechtlichen, politischen, weltanschaulichen oder ästhetischen Anspruch hat. Es wird sogar die Auffassung vertreten, dass ein pragmatischer Zweck eine Wissenschaft eher knechten würde. Von diesen ungelösten Fragen und Problemen kann man allerdings etwas anderes abtrennen, nämlich die Frage nach der *Wirkung* der Frage nach dem Wozu. Denn selbst wenn Wissenschaft einer blinden internen Logik folgt, die sich u.a. den von ihr benutzten Kulturtechniken verdankt, dem Bestreben originelle wahrheitsfähige Sätze zu formulieren (die auf bestimmte Weise und der Zeit entsprechend epistemologisch und methodisch fundiert sein müssen und bestimmten Paradigmen und Programmen folgen), selbst wenn sie *Produkt* einer Logik kontingenter Einzelentscheidungen ist und sich an tradierten Formaten, an Verordnungen und Förderpraktiken ausformt, so impliziert die Frage „Wozu?“ dennoch eine Perspektive, die an all dem vorbei auf etwas anderes sieht: auf Welt, auf Gesellschaft, auf menschliches Erleben.

Womöglich kommt es darauf an, zunächst unter der Last des Problems zu verweilen und weder die Frage aufzugeben noch vorschnelle Lösungen zu präsentieren.

II.

Das wissenschaftliche Bewusstsein, die Fähigkeit des Geistes, zu unterscheiden und zu negieren, ist heute nicht mehr einer äußeren Macht entgegenguzudenken, sondern Teil von ihr, und unser Denken womöglich nur ein Rädchen im Getriebe des Betriebs. War sich Galileo Galilei noch bewusst, was er für sich selbst und in seinem eigenen Kopf denken wollte und was er für die Wahrheit hielt, die einer äußeren Macht und Herrschaft entgegenstand, so ist Bewusstsein heute Teil dieser Macht und kann, einmal angeschlossen an die Logik eines Systems, nur noch denken, was den Gesetzmäßigkeiten des Erfolges entspricht.⁵ Wo Kontrolle und Kommunikation

⁵ Macht ist nicht mehr als personifizierbare Repression zu verstehen, die auf Gehorsam (beispielsweise gegenüber Gesetzen oder Personen) abzielt (was Foucault als „juridisch-diskursiven“ Machtbegriff bezeichnet), auch nicht in der marxistischen Tradition als Produktions- und Besitzverhältnisse, sondern im Sinne einer „strategisch-produktiven“ Machtvorstellung, die betont, dass Machtbeziehungen multipel sind, d.h. *überall* entstehen und wirken. Sie sind allen anderen Arten von Beziehungen (beispielsweise ökonomischen, institutionellen) immanent und durchziehen somit auch kursierendes Wissen, ja bilden mitunter sogar die Bedingungen für das Kursieren von Wissen (Michel Foucault, *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main 1977, Originalausgabe *Surveiller et punir*, Paris 1975).

Dieser Foucault'sche Machtbegriff ist schwer zu denken, da er die Wirkung der Macht auf analysierbare Intentionen und Absichten und nicht auf die Entscheidung eines Subjekts zurückführt: Es sind Machtstrukturen, die nicht mehr von Menschen entworfen wurden. Diese machtphilosophischen Ansätze werden in zwei kleinen Texten von Gilles Deleuze in Bezugnahme auf Foucault weitergeführt. Gilles Deleuze: Postskriptum über die Kontrollgesellschaften, Originalabdruck *L'autre journal*, Nr. 1, Mai 1990, und Gilles Deleuze und Toni Negri: Kontrolle und Werden, Deleuze im Gespräch mit Toni Negri, *Futur antérieur*, Nr.01, 1990.

konvergieren, fallen politisches Interesse und Epistemologie notwendig zusammen: So hat unser Problem immer zwei Seiten. (Was kann ich erkennen [um zu verändern]? | Was kann ich verändern [um zu erkennen])?⁶

Wenn uns also tatsächlich für Medientheorie ein Ziel oder eine Aufgabe vor Augen schwebte, dann müssten wir uns zunächst die Bedingungen der Theorieproduktion und ihre Logik vor Augen führen. Wir müssten die wissenschaftliche Realität beschreiben, ihre tradierten Formate, ihren gesetzlichen und politischen Rahmen, Verordnungen, die Profilierungslogiken, die anerkannten Methoden und Theorien und ihre Geschichte, die Generalisierungen von Motiven und natürlich die Emergenz des Ineinandergreifens all dieser Aspekte im positiven, diskursiven Prozess.⁷

An dieser Stelle ergeben sich einige Fallen und mögliche Irrwege. Denn auch wenn man verstanden hat, dass nicht die Subjekte die Diskurse souverän beherrschen, sondern es die Eigenwerte des Diskurses und seine prädiskursiven Bedingungen sind, die den Diskurs und damit auch das Subjekt formen, so sieht man doch, dass alle konstruktiven Bedingungen der Wissenschaft (die bestehenden tradierten Rituale, die wissenschaftlichen Formate, die Nutzung von Kulturtechniken etc.) durch eine bestimmte Energie versorgt werden, nämlich durch Motive der Handlung.⁸

⁶ Dies schließt an eine Konzeption Roland Barthes' an. Barthes spricht in Bezug auf die Semiologie von einer Adhäsion des Politischen und des Wissenschaftlichen (Das semiotische Abenteuer, Frankfurt am Main, 1988, p. 11. Originalausgabe *L'aventure sémiologique*, Paris 1985).

⁷ Was aber ist die „Innere Logik der Wissenschaft“, auf welche Prinzipien können wir die Komplexität ihrer Ausbildung zweckmäßig reduzieren? Sollen wir zunächst nach ihrem Letztelement fragen, um in der Analyse des Details auf die Struktur zu schließen, oder sollen wir zunächst die Gesamtheit beobachten und nach den unhintergehbaren Dispositiven suchen? Wäre es sinnvoll, von einem Text, einem Beitrag oder einer noch zu definierenden Einheit auszugehen und die Kontexte ihrer Entstehung zu beobachten, ihre medialen Voraussetzungen und ihre performativen und motivischen Aspekte hervorzuheben, oder ist es sinnvoll, die einzelne wissenschaftliche Aussage zu isolieren und die Formkriterien ihrer Geltung (Falsifizierbarkeit, Widerspruchsfreiheit, Originalität etc.) herauszuarbeiten, oder sollen wir eher dezidiert soziologische Ansätze bemühen und wissenschaftliches Sprechen und Schreiben zunächst als *soziales Handeln* verstehen und von einer bestimmten, nur im wissenschaftlichen Kontext virulenten Vergesellschaftung im Sinne der Beobachtung des Beobachtetwerdens, ausgehen? Oder wäre die systemtheoretische „Interpenetration“ des psychischen Systems (das in der Regel auf die eine oder andere Art an Anerkennung ausgerichtet ist) und des gesellschaftlichen Funktionssystems Wissenschaft (das in seinem symbolisch generalisierten Kommunikationsmedium und den mit ihm verbundenen aktuell wirksamen Methoden und Programmen vorgibt, wie diese Anerkennung zu erlangen ist, und das deshalb von den Motiven des Einzelnen abgehoben, wenn auch nicht unabhängig, funktioniert*) der zweckmäßigere Ausgangspunkt?*

*Viel läge womöglich daran, diese Interpenetration – wie sie Luhmann nennt – über Luhmann hinausdenkend zu begreifen. Denn falsch ist zwar, dass die Kommunikation aus den individuellen Motiven ableitbar wäre – da sie im Prozess von Sinngeneralisierung und Vergesellschaftung sich gerade von diesen abhebt. Falsch ist aber auch, dass diese Motive einen quasi neutralen energetischen Unterbau darstellten und die sinnhaft-sozial geführten Handlungen in einer Weise antrieben, wie Strom eine Maschine antreibt. vgl. Fussnote 8.

**Zum Begriff der Interpenetration vgl. Niklas Luhmann, *Soziale Systeme*, Frankfurt am Main 1987, p. 286-345.

⁸ Die Bedeutung des Motivs liegt in der Notwendigkeit *m o t i v i e r t e n* Unterscheidens. Ohne Motiv kann es keine Unterscheidung geben (vgl. Georg Spencer-Brown, *Laws of Form*, New York 1972, deutsche Ausgabe: Lübeck 1997, p. 60). Die Unterscheidung wiederum ist die Grundlage von Beobachtung und damit auch von jeder Form der Beschreibung. Verkürzt: Jede wissenschaftliche Beschreibung verdankt sich *a u c h* einem Motiv. Die primären Instanzen der Formbildung sind zwar nicht das Motiv, sondern die emergenten Eigenwerte des Systems, dennoch ist das Motiv nicht vollkommen neutral (wie etwa die Energie, die eine Maschine

Aufgrund tatsächlicher Beobachtungen und Schlussfolgerungen kann man sehr unterschiedliche Motive annehmen: persönliche Neigungen, Interesse am Gegenstand, geschmackliche Vorlieben, Profilierungsabsichten, Freundschaften usw., und doch scheinen all diese verschiedenen Aspekte durch *eine* Kraft strukturiert zu werden: die Logik des Erfolgs. Diese Logik ist reflexiv, da die Voraussicht auf möglichen Erfolg sinnhafte Entscheidungen berührt. Das heißt, dass der Selektionsmechanismus auf den Variationsmechanismus in Form von Antizipation (also kontingent und adaptionsfähig) zurückwirkt und damit alle unterschiedlichen Motive funktional von *einem* Interesse dominiert werden: dem Streben nach Erfolg. Tatsächlich ist zu beobachten, wie theoretische Positionen sich gemäß der Logik der Profilierung entfalten, wie, befeuert vom Motiv „Reputation und Karriere“, sich Forschungsfelder ausbreiten und neue entstehen, in denen bestimmte Begriffe den Zeitgeist treffen, während andere Bereiche austrocknen oder eingeschränkt werden.⁹

Das epistemologische Problem: Ist der Karrierewunsch erst einmal etabliert, ist nicht mehr zu beobachten, welche Selektionen er bewirkt und welche er verunmöglicht.

Daraus könnte man nun schließen, dass es, wenn alle Entscheidungen einer bestimmten Strategie gemäß getroffen werden und diese Strategie von *einem* Motiv dominiert wird, in erster Linie darauf ankäme, sich der persönlichen Kontrolle durch dieses Motivs zu entziehen.¹⁰ Würde dieses Motiv

antreibt*), sondern das Motiv bezieht sich, wenn auch nicht notwendigerweise unmittelbar, auf die Informationsgewinnung und -verarbeitung, da mit seiner Hilfe Information von Nicht-Information geschieden wird. Die Mittelbarkeit des Zusammenhangs von Motiv und Unterscheidung liegt in der mit der Beobachtung der Beobachtung einsetzenden Vergesellschaftung. Ausdifferenzierung im Sinne Niklas Luhmanns – so die These – basiert auf den unterschiedlichen Weisen, wie Kommunikation im jeweils anderen Zusammenhang beobachtet wird.

*Denn das eben ist der Unterschied zwischen Rechenmaschine und Mensch, dass Erstere aus zwei vollkommen unabhängigen Schaltkreisen besteht, aus einem, der die Energie bereitstellt, und aus einem, der rechnet: Die Energie ist hier zwar Voraussetzung für die Informationsverarbeitung, greift aber nicht in diese ein. Sie hat keine formende Kraft und keinen Einfluss darauf, wie Information verarbeitet wird, und ist somit indifferent in Bezug auf die von ihr verrichtete Arbeit. Anders beim Menschen: Das Motiv des Einzelnen mag sich zwar in der kommunikativen Struktur nicht in direkter Weise und unmittelbar abbilden, dennoch besitzt es eine konstruktive und nicht hintergehbare Kraft. Das eben ist auch das Thema avancierter Managementtheorie.

⁹ Es ist erstaunlich, wie sich mitunter grobschlächtige und pointierte Positionen innerhalb der Wissenschaft durchsetzen, während Personen, die sich in den Forschungsgegenständen selbst verlieren und sich keiner pointierten Sprache und schnittigen Dramaturgie bedienen, oft kaum Beachtung finden. Daraus ist natürlich nicht umgekehrt zu schließen, dass jeder, der keine Beachtung findet, eine wichtige Forschung leistet. Komplexität, die über das hinausgeht, was einer in einem Vortrag – etwa einer Antrittsvorlesung – schlüssig darstellen kann, scheint nur selten förderlich für eine akademische Karriere zu sein. Um Missverständnisse zu vermeiden: Es soll hier keineswegs moralisch argumentiert, sondern allein darauf aufmerksam gemacht werden, dass im Streben nach Reputation und Geltung eines Wissenschaftlers die Geltung und Wirkung einer Theorie *reflexiv* wird und dieses Reflexiv-Werden (das eine gewisse Geschwindigkeit, Deutlichkeit, Rhetorik usw. benötigt) bestimmte Formen der *Reflexion* blockiert und andere fördert. Reflexivität ermöglicht Wissenschaft als Wissenschaft, indem sie eine gewisse Autonomie schafft, begrenzt sie aber auch, indem die Selbstreferenzialität in der Regel das ausschließt, was in ihr nicht antizipiert wird. Damit wird die Frage, wie das Streben nach Geltung selbstreferentiell wird, zu einer Frage nach der Struktur unseres Wissens.

¹⁰ Diese Kontrolle hat zwei Gesichter: In Anwesenheit und unmittelbarer Interaktion liegt sie in der Angst vor Peinlichkeit vs. Anerkennung/ Bewunderung und auf der gesellschaftlichen Ebene besteht sie in der Implementierung des Wunsches nach Profit und Karriere (vs. soziales Aus).* Die durch diese Kontrolle entstehende Macht ist nicht mehr zu personifizieren und deshalb

durch ein anderes ersetzt werden, wäre es möglich – so könnte man meinen – den Kreislauf zu durchbrechen und damit vielleicht eine Theorie zu gewinnen, die nicht nur Weltgesellschaft beschreibt, sondern gewisse Entwicklungen eher als andere wahrscheinlich macht. Man müsste also – so könnte man denken – eine Anzahl von Menschen zusammenbringen, die sich eher für eine globale Perspektive und für die Auswirkung einer Theorie interessieren als für die eigene Karriere. Ihnen müsste die Welt mehr „am Herzen liegen“ als ihr eigenes Fortkommen und sie müssten auch bereit sein, dieser Haltung gemäße Handlungen folgen zu lassen und gegebenenfalls entsprechende Opfer zu bringen. Die blinde Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystem, die von Karrierewünschen befeuert wird, kann – so könnte man meinen – auf diese Weise, zumindest in einer bestimmten Sphäre, einem begrenzten Biotop, zu einer sich selbst reflektierenden und gestaltenden, selbstbewussten Struktur umgebaut werden. Das setzt allerdings ein Kollektiv voraus, in dem ein Weltinteresse das Profilierungsinteresse ersetzt hat.

– Das erste Problem dieser Konzeption besteht im Status des Auserwähltseins: Eine Gruppe konstruiert sich, die die Last des Auserwähltseins auf sich nimmt und so eine Unterscheidung zwischen sich und allen anderen produziert. Im Pathos dieser Konzeption stecken der emphatische Subjektbegriff und eine essentialistische moralische Konzeption, die jederzeit in Verachtung und womöglich Gewalt umschlagen kann.¹¹

– Das zweite Problem dieser Konzeption besteht in ihrer vermeintlichen Wirkungslosigkeit; denn wenn sich Handlungen und Kommunikationen nicht am Erfolg ausrichten, werden sie selten Erfolg haben und in der Regel im Konkurrenzkampf mit Strategien und Handlungen, die auf Erfolg ausgerichtet sind, unterliegen. Gerade die (reflexionslose) Reflexivität, die in der blinden Ausdifferenzierung liegt, ermöglicht den Erfolg¹². Werden Entscheidungen anders getroffen, sind diese nicht oder weniger an Anschluss und Erfolg adaptiert.

unsichtbar. Sie ist schwer zu fixieren, da sie nicht mehr äußerlich ist, und sie ist „nicht bedroht“ im Sinne des Balzac-Wortes, dass jede *sichtbare* Macht bedroht sei.

*Spannend hierzu die These von Janus von Abaton (Gespräch am 20. Januar 2006): Die „herrschenden Schichten“ einer Gesellschaft motivieren ihre Handlung im Interaktionssystem eher von der negative Seite, also dem Diabol (Angst vor Peinlichkeiten), und in Bezug auf die Gesellschaft eher von der positiven Seite, dem Referenzwert (gesellschaftliche Stellung). Die „unteren Schichten“ motivieren umgekehrt ihre Handlungen im Bezug auf die Gesellschaft von der Negativseite, dem Diskriminationswert (soziales Aus), während sich die Handlungen in der face-to-face Situation eher am positiven und angestrebten Wert der Anerkennung und Bewunderung orientieren.

¹¹ Vgl. hierzu die Kritik Jacques Lacans am politischen Engagement des Existentialismus, Schriften 1, Frankfurt am Main, 1975, Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion, Bericht für den 16. Internationalen Kongress für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949, p. 70: „... nach unserer Meinung [erweist sich] das altruistische Gefühl als eitel; wir setzen die Aggressivität ins Licht, welche unter den Aktionen des Philanthropen, des Idealisten, des Pädagogen, sogar des Reformers liegt.“

***Man könnte umgekehrt die Frage nach der Bedeutung der Aggressivität für die historische Entfaltung des Weltgeistes stellen. Ohne sie würden wir wahrscheinlich noch in der Monarchie leben. Allein mit Geist sind Dinge selten voranzubringen.

¹² Reflexivität (prozessuale Selbstreferenz) und Reflexion können – obwohl Letzteres zunächst als Steigerung des Ersteren erscheint (vgl. Luhmann, 1984, p. 601f) – gerade komplementär wirken. Reflexivität ist die Bedingung der Systembildung, die gerade deshalb die Umsetzung von „vernünftigen Lösungen“ mitunter blockiert. Dirk Baecker spricht in einem ähnlichen Zusammenhang davon, dass systemtheoretisch der Einzelne als klüger angenommen wird als das Ganze oder das System (Heiseler, Medientheater, Berlin

- Das dritte Problem dieser Konzeption besteht darin, dass Erlebnishorizont und Handlungshorizont sich insbesondere in der heutigen Gesellschaft mitunter recht weit voneinander entfernten. Während im Sinnerlebnis das Selbstbild im Vordergrund steht, kann der Handlungssinn teilweise am Bewusstsein vorbei auf Erfolg (oder bei „psychischen Störungen“ auf Misserfolg) ausgerichtet sein: Reden und Tun fallen heute wie nie zuvor auseinander.
- Das vierte Problem dieser Konzeption besteht darin, dass man auf das Wollen anderer schlechterdings keinen direkten Einfluss hat. Man will sich an die Seele wenden, nur: Wie bekommt man sie zu fassen? Diese Frage stellte sich schon die Inquisition¹³... (- and by the way: emphatisch-ethische Appelle are very unsexy).
- Das fünfte Problem dieser Konzeption ist, dass wir, wenn wir davon ausgehen, dass in unserer heutigen Gesellschaft das Bewusstsein keine Opposition zum Bestehenden bilden kann, sondern wir notwendiger Teil dessen sind, gegen das wir uns vorsätzlich zu wenden meinen, nach dem Ort fragen müssen, von dem aus wir sprechen. Es scheint ein Ort zu sein, den es nach unseren Überlegungen gar nicht geben kann. Wir müssen also vermuten, einer Illusion aufzusitzen, einer taktischen Verführung durch unsere Wünsche: Wir scheinen eine unbewusste Strategie zu verfolgen, die darin besteht, eine bestimmte Form des Selbstbildes zu installieren.

Wir müssen also einsehen, dass die Perspektive des Motivs – so sinnvoll diese für analytische Beobachtungen und Beschreibungen sein mag – sich kaum als praktischer Ansatzpunkt eignet. Wir müssen uns deshalb von dieser Position verabschieden. Dies wäre auch ein Abschied von den Residuen christlicher Moral, in der Gut und Böse eher den Motiven und Absichten zugeordnet

2008, p. 210). Das Auseinanderfallen von Reflexivität und Reflexion wird insbesondere im Hinblick auf das Gefangenen-Dilemma und auch im Umgang mit anderen Nicht-Null-Summen-Spielen deutlich.* Familientherapeutische Ansätze beispielsweise versuchen ja gerade, mit Reflexion gegen die Reflexivität einer Beziehung oder familiären Struktur vorzugehen. Nachhaltigkeit, Ethik und Reflexion könnten fruchtbare Begriffe für die Behandlung der Unterscheidung Reflexivität/Reflexion bilden. Die konkrete Frage ist: Wie kann Reflexion Teil der Reflexivität werden, anders formuliert: Unter welchen Bedingungen kann Reflexion strukturbildend wirken?

*Die Spieltheorie entwickelt mathematisch Modelle oder auch konkrete Spiele, wie Entscheidungen unterschiedlicher Aktanten aufeinander einwirken und die Einzelentscheidung immer im Hinblick auf die Entscheidungen anderer getroffen wird. Wichtige spieltheoretische Ansätze entwickelten u.a. John von Neumann, Oskar Morgenstern, John F. Nash, Reinhard Selten und John C. Harsanyi. Das Leben des Nobelpreisträgers John Nash wurde im mit mehreren Oscars ausgezeichneten Hollywoodfilm „A Beautiful Mind“ (Regie: Ron Howard, Buch: Akiva Goldsman, Nash: Russell Crowe) kinotauglich erzählt. Von der Theorie konnte der Zuschauer immerhin so viel begreifen, dass sie der Konzeption der „unsichtbaren Hand“ von Adam Smith widersprach und nicht mehr annahm, dass sich das Allgemeinwohl quasi automatisch aus dem rücksichtslosen Verfolgen der eigenen Interessen ergebe. Zu selten wird darauf hingewiesen, dass die Idee der „unsichtbaren Hand“ im Grunde genommen ein religiöses Konzept ist (vgl. Hume on Religion. Stanford Encyclopedia of Philosophy, R. H. Coase, 1976). „1776: The Revolution in Social Thought“. The Journal of Law and Economics 19 (3), p. 529–546). An diese religiöse Tradition schließen die Altluhmannianer an. Sie ontologisieren die Evolution, indem sie sie als eine Instanz begreifen, die einen Gesamtüberblick über die gesellschaftliche Entwicklung habe (beispielsweise Dirk Baecker in Heiseler, Medientheater, Berlin 2008, p. 151, Fußnote 03/29, p. 216f.).

¹³ Der Irrwitz dieser Position pointiert sich in folgender konsequenter Definition, die in einem frühen Forschungskolloquium von Schlomo Uhlenspiegel formuliert wurde: ETHISCHES ENTWEDER-ODER: Entweder sind die Handlungen auf eine Mischung aus Profit/Karriere und privatem Glück oder aber ethisch (auf Weltveränderung) ausgerichtet. Ein Drittes ist nicht möglich. Leuchten hier nicht schon von fern der Gulag auf, die Jakobinische Schreckensherrschaft – in aller Schönheit und Konsequenz ihrer Grausamkeit...?

werden als den Handlungen und deren Wirkungen.¹⁴ Es ist ein Abschied von der religiösen Vorstellung des Grundes und der Tiefe, von der Illusion der Priorität des Geistigen, mehr noch, es ist der Abschied vom neuzeitlichen Erklärungsprinzip der einfachen Wirkungskausalität¹⁵.

Wenn das Motiv eine Rolle spielt, dann nicht als Ursache, sondern als *Produkt* oder Zwischenglied. Diese Umstellung der Perspektive vollzieht nur nach, was die kapitalistische Avantgarde, die Wirtschaft, längst vorgemacht hat: Während im Kontext christlicher Religion Motive den Menschen und seine Seele betreffen und als sein ureigenstes An-und-für-sich-Sein erscheinen, als der Unterschied zwischen Seelenheil und Verdammung, wird das Motiv im Bereich des Marketings und der PR längst als *Resultat* der Kommunikation gefasst.¹⁶

¹⁴ Hierzu Friedrich Nietzsche (1844-1900): „Wie könnte etwas aus seinem Gegensatz entstehen? Zum Beispiel die Wahrheit aus dem Irrtum? Oder der Wille zur Wahrheit aus dem Willen zur Täuschung? Oder die selbstlose Handlung aus dem Eigennutze? Oder das reine sonnenhafte Schauen des Weisen aus der Begehrlichkeit? solcherlei Entstehung ist unmöglich; wer davon träumt, ein Narr, ja schlimmeres; die Dinge höchsten Wertes müssen einen andern, eignen Ursprung haben – aus dieser vergänglichen verführerischen täuschenden geringen Welt, aus diesem Wirrsal von Wahn und Begierde sind sie unableitbar! Vielmehr im Schoße des Seins, im Unvergänglichen, im verborgnen Gotte, im ›Ding an sich‹ – da muß ihr Grund liegen, und sonst nirgendwo!“ – Diese Art zu urteilen macht das typische Vorurteil aus, an dem sich die Metaphysiker aller Zeiten wiedererkennen lassen; diese Art von Wertschätzungen steht im Hintergrunde aller ihrer logischen Prozeduren; aus diesem ihrem ›Glauben‹ heraus bemühen sie sich um ihr ›Wissen‹, um etwas, das feierlich am Ende als ›die Wahrheit‹ getauft wird.“ Jenseits von Gut und Böse, erstes Hauptstück „Von den Vorurteilen der Philosophen“, 2§, zitiert nach der Nietzsche Ausgabe von Karl Schlechta, München-Wien, 1980, p. 567.

¹⁵ Dass das Erklärungsprinzip der Kausalität oft systemische Zusammenhänge und Wechselwirkungen verdeckt, heißt natürlich nicht, dass Ursache-Wirkungs-Beziehungen generell nicht vorkommen. Und natürlich ist das Warum der Neuzeit geschichtlich als Setzung gegen das religiöse Wozu des Mittelalters und die aristotelische Teleologie zu denken und gegenüber der Teleologie, der Lenkung des Schicksals oder dem Wirken Gottes als ein historischer Fortschritt zu verstehen. Schließt doch der Satz vom Grund „Nihil est sine ratione“ ja gerade göttliches Eingreifen aus. Erbauliche Persiflagen auf den Satz vom Grund finden sich bei Voltaire (Candide oder der Optimismus, Frankfurt a.M. 1972, p. 12 Originalausgabe: Paris 1758) und bei Gregory Bateson (Geist und Natur, Frankfurt a.M. 1982, p. 108ff).

*Im Candide heißt es: „Fräulein Kunigunde hatte eine große Vorliebe für die Wissenschaften, und so beobachtete sie mit atemloser Spannung die wiederholten Versuche, die sich vor ihren Augen abspielten; deutlich sah sie des Doktors zureichenden Grund, erkannte die Ursachen und ihre Wirkungen und kehrte ziemlich erregt und nachdenklich heim, ganz erfüllt von dem Wunsche, ebenfalls gelehrt zu sein. Sie meinte, sie könnte sehr wohl für den jungen Candide und dieser wiederum für sie der zureichende Grund werden. Als sie auf dem Rückweg zum Schloss Candide begegnete, errötete sie: Candide stieg ebenfalls das Blut in die Wangen. Mit versagender Stimme begrüßte sie ihn, und Candide sprach mit ihr, ohne sich bewusst zu werden, was er sagte. Am nächsten Tag trafen sie sich, nachdem die Mittagstafel aufgehoben war, zufällig hinter einem Wandschirm. Kunigunde ließ ihr Taschentuch fallen, und Candide hob es auf. In aller Unschuld reichte sie ihm ihre Hand, die der Jüngling, ebenfalls voller Unschuld, doch lebhaft, gefühlvoll und mit ganz besonderer Anmut küsste. Ihre Lippen fanden sich, ihre Blicke flammten auf, ihre Knie bebten, ihre Hände verirrten sich. In diesem Augenblick kam der Baron von Thunder und Tronck an dem Wandschirm vorbei, und als er die Ursache und ihre Wirkung gewahrte, jagte er Candide mit wuchtigen Tritten in den Hintern aus dem Schloss. Kunigunde fiel in Ohnmacht.“ Voltaire, Candide oder der Optimismus, Leipzig 1972, p. 12f.

**Und bei Bateson: „Eine weit verbreitete Form der leeren Erklärung ist der Rückgriff auf das, was ich ‚einschläfernde Prinzipien‘ genannt habe, wobei das Wort *einschläfernd* von Molière entlehnt ist. In Molières *Le malade imaginaire* findet sich eine Coda auf Küchenlatein, und darin sehen wir auf der Bühne ein mittelalterliches mündliches Doktorexamen. Die Prüfer fragen den Kandidaten, warum Opium die Menschen zum Schlafen bringt. Der Kandidat antwortet triumphierend: ‚Weil, gelehrte Doktoren, es eine einschläfernde Kraft enthält.‘“

¹⁶ Etwas vollkommen anderes wäre es, wenn man beispielsweise einen Forschungszusammenhang installieren würde, in dem die kommunikativen Handlungen der Teilnehmer von den Teilnehmern vor einem bestimmten Horizont beobachtet würden. Dieser

* * *

Wir heben die Hand zum Abschied und sagen: Es kann uns nicht darum gehen, ein Zentrum zu besetzen oder einen Kern ausfindig zu machen, sondern es ist uns darum zu tun, *einen Ansatzpunkt zu finden, der bearbeitbar ist* und der an einem strategisch günstigen Ort liegt. Hierbei müssen wir uns zutiefst selbst misstrauen, unseren Vorstellungen, unseren Wünschen, unserem Geschmack, unseren Handlungen, denn all diese unterliegen der Kontrolle¹⁷: Wir dürfen unsere Bedürfnisse und Motive, unsere Wünsche und Vorlieben nicht als den Verhältnissen entgegengesetzt denken, sondern müssen begreifen, dass sie Rädchen im Uhrwerk des *Status quo* sind.

Daraus folgt: Würden wir das Wozu der (Medien-)Theorie allein auf der inhaltlichen Ebene bearbeiten, könnten wir nicht sicher sein, ob es sich hier nicht um die unbewusste Erhaltung einer bestimmten Art von Leben handelt, um eine an das Bestehende angeschlossene Instinktätigkeit, denn „man muss noch den größten Teil des bewussten Denkens unter die Instinkt-Tätigkeiten rechnen“, wobei ‚Bewusst-sein‘ nicht „in irgendeinem Sinne dem Instinktiven entgegengesetzt (ist) (...), – das meiste bewusste Denken eines Philosophen ist durch seine Instinkte heimlich geführt und in bestimmte Bahnen gezwungen. Auch hinter aller Logik und ihrer anscheinenden Selbstherrlichkeit der Bewegung stehen Wertschätzungen, deutlicher gesprochen, physiologische Forderungen zur Erhaltung einer bestimmten Art von Leben.“¹⁸ Diese bestimmte Art von Leben liegt für jeden Lohn- und Brotdenker im *Erfolg* seiner Arbeit, seiner Texte und Theorien usw. (und eben nicht mehr in der Erfüllung einer an und für sich feststehenden Berufung). Doch damit wird diese Formung reflexiv und Denken und Theorie sind nicht mehr aus Biologie und Biografie, nicht mehr aus Neigungen und Instinkten zu erklären, nicht mehr aus der persönlichen Mythologie, aus dem „Selbstbekenntnis ihres Urhebers und eine(r) Art ungewollten und unvermerkten *mémoires*“¹⁹; sondern die *Kontrolle des Denkens* selbst ist zu einem Eigenwert der Kommunikation geworden und liegt in den Bedingungen des Diskurses, eben in der Materialität der Kulturtechniken, der Sprache, der gesellschaftlichen Generalisierung von Sinn²⁰, in den Formen der Vergesellschaftung etc.

Horizont könnte durch die Spielregel entstehen, den eigenen Ansatz von einer globalen Perspektive ableiten zu können. Gregory Bateson, *Geist und Natur*, Frankfurt am Main 1982, p. 109.

¹⁷ Im Sinne von Gilles Deleuzes' Kontrollgesellschaft, in der Kommunikation und Kontrolle zusammenfallen. Vgl. „Kontrolle und Werden“, Interview mit Toni Negri, Gilles Deleuze, *Unterhandlungen. 1972-1990*, Frankfurt a.M. 1993, p. 243-253; Original: *Futur antérieur*, Nr. 1, Frühjahr 1990 und „Postskriptum über die Kontrollgesellschaft,“ ebenda, p. 254-262; Original: *L'autre journal*, Nr. 1, Mai 1990.

¹⁸ Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*, erstes Hauptstück „Von den Vorurteilen der Philosophen“, 3.§, zitiert nach der Nietzsche Ausgabe von Karl Schlechta, München-Wien, 1980, p. 569.

¹⁹ Ebenda.

²⁰ Eine durchaus erschreckende Einsicht: Die Kontrolle, der wir unterworfen sind, heißt *Sinn*. Das, was wir als unser Innerstes, unser Wollen empfinden, ist Produkt eines gesellschaftlichen Prozesses. Was gibt es für Möglichkeiten, auf diese Einsicht zu reagieren? Man könnte auf die Maschinen lauschen und das Leben zufälligen Formalisierungen unterwerfen, man könnte mit Yoga, Zen und

III.

Die Forderung zu beschreiben, wie eine Theorie sein müsste, und alle Forderungen an sie würden sinnlos werden, wenn wir einsähen, dass Theorie *Bedingungen* unterworfen ist, die von unseren Forderungen nicht berührt werden können. Auch unsere Kritik unterliegt den Bedingungen der Theorieproduktion und kann von ihnen nicht abgetrennt werden; Theorie ist es nicht möglich, über den eigenen Schatten zu springen, und jenes Feld zu betreten, das die *Bedingungen ihrer Produktion* ihr nicht zu betreten erlauben.²¹ Dies eingerechnet: Welche Konsequenzen ergeben sich

„bewusstseinsweiternden“ Substanzen, Techniken entwickeln, vom Sinn so weit wie möglich und so lange wie möglich abzusehen, man könnte aufgeben, zynisch werden und Karriere machen, man könnte in der Kunst von allem losgelöste und formalisierte Gegenwelten entwickeln, die sich an Algebra und Geometrie orientieren oder aber man verweilt unter der Last des Problems und entwickelt Konzeptionen wie diese und bleibt auf dem Weg. „Ob er der *einzig*e und überhaupt *rechte* Weg ist, das kann erst nach dem Gang entschieden werden, *weil er noch nicht einmal einfach ist*. Und am Ende läßt er sich nicht »vom Zaun brechen«, sondern das Entfachen des Streites bedarf einer Zurüstung“ (Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Todtnaubert i. Bad, zum 8. April 1926, zitiert nach Tübingen 1963, p. 437).

²¹ Hier nun scheint sich etwas anzudeuten, was Medientheorie – verstanden als Theorie der Bedingungen der Kommunikation – vor anderen Theorien auszeichnet: Sie behandelt nicht nur die Bedingungen der Gesellschaft auf der Ebene der Kulturtechnik, der Semiotik, der Formate, der konkreten Sprechakte, des Sinns, das latente Begehren und die Motive etc., sondern thematisiert sich selbst; genauer: die Grundlage des kommunikativen Zusammenhangs, in dem sie sich ausbildet. Diese privilegierte Stellung kann aber nur dann fruchtbar werden, wenn die Reflexion strukturbildend wird für den kommunikativen Zusammenhang, in dem sich die Theorie entwickelt. Erweitert wiederum auf die Gesellschaft, beschrieben als Kommunikation*, liefe es auf die Frage hinaus, inwieweit Kommunikation und damit Gesellschaft ihre Form an Reflexion gewinnen könnte. Andersherum: Wie kann Reflexion die Grundlage einer Praxis im Sinne einer Hervorbringung bilden?

*Gesellschaft als Kommunikation zu beschreiben impliziert, dass Gesellschaft als Kommunikationsphänomen untersucht werden kann und muss und dass alle gesellschaftlich-kulturellen Aspekte als Inhalte der Kommunikation untersucht werden können; heißt aber gerade nicht, dass Gesellschaft und Kommunikation gleichgesetzt werden, denn die Formulierung „Gesellschaft IST Kommunikation“ kann allzu leicht in einen Idealismus kippen, der für die physikalischen und ökonomischen Grundlagen der Gesellschaft blind ist und nur eins gelten lässt: Bedeutung und Sinn. Einerseits darf nicht übersehen werden, dass unser Überleben nicht allein durch Kommunikation geregelt wird und dass Körper und Produktion keine neutralen Bedingungen sind, andererseits aber kann überzeugend dargestellt werden, dass wir von einem Produktionskapitalismus in einen Distributionskapitalismus eingetreten sind, in dem die Kommunikation eher die Produktion reguliert, statt umgekehrt nur ein ideologischer Reflex der Produktionsverhältnisse zu sein.

**Methodologische Anmerkung: Theorien sind immer perspektivisch und gerade eine stringente Konzeption und eine klare Perspektive sind oft fruchtbarer als wortphilosophische Delirien, die meinen, einen Gegenstand zu umkreisen, indem sie versuchen, allen Assoziationen, die *ein Wort* auslöst, zu folgen. Eine Theorie mit scharfer Kontur dagegen kann zu einem Instrument des Sehens werden. Das von der scharfen Kontur einer Theorie notwendig Ausgeschlossene kann aber epistemologisch dadurch eingeholt werden, dass es eben dieses Ausgeschlossene markiert und den Mechanismus des Ausschließens (die Theoriebildung als Mechanismus des Unterscheidens und des Ausschließens) reflektiert. Natürlich kann eine Theorie das Notwendig-Ausgeschlossene nicht permanent mitführen, aber sie kann ihre basale Setzung entsprechend – das heißt als Setzung erkennbar – formulieren. Gesellschaft IST Kommunikation (Luhmann) würde dann umformuliert in Gesellschaft SEI Kommunikation (oder Gesellschaft ist als Kommunikation beschreibbar); womit einerseits das poetische und kreative Moment des Theoretisierens angezeigt würde und andererseits – auf der Negativseite – die Frage nach dem Überschuss der Gesellschaft über die Kommunikation erscheinen würde. Kommunikation – wie Luhmann es tut – allein vom Sinn her zu begreifen, konzentriert und verengt die Sicht ein weiteres Mal, da insbesondere in Anwesenheit (face to face) Spuren, ambivalente Symbole, nicht-gemeinte Zeichen, Körperliches in die Kommunikation einfließen. Auch die Zeichensysteme und die technischen Medien sind mit der soziologischen Perspektive und dem Fokus auf Sinnphänomene kaum thematisierbar. Der Überschuss der Gesellschaft über die Kommunikation liegt beispielsweise in

für einen möglichen Ansatzpunkt und welche Voraussetzungen müsste dieser Ansatzpunkt erfüllen?

Bei Interventionen in Kreisläufe und rekursive Strukturen müssen wir darauf achten, dass wir Aspekte, an denen wir ansetzen wollen, tatsächlich berühren können, und zwar ohne selbst Teil des Kreislaufes oder der rekursiven Struktur zu sein oder zu werden. Es müsste deshalb ein Ansatzpunkt sein, jenseits von Motiven und Sinn, ein Aspekt, der gleichsam von außen zu bearbeiten wäre und in dem sich alle anderen diskursiven Bedingungen kristallisieren. Es müsste sich um eine Perspektive jenseits der inhaltlichen Dimension handeln, jenseits unserer Meinungen und Vorlieben, jenseits von Semantik und Geschmack. Diese Perspektive müsste uns Instrumente an die Hand geben, mit deren Hilfe wir gleichsam gegen das eigene Denken andenken können. Natürlich können wir uns fragen, welche Funktion unser Denken in Bezug auf unser Selbstbild hat, in Bezug auf das, was wir darstellen, in Bezug auf den Betrieb, mit dem wir zu tun haben, und danach forschen, was durch das Wirken dieser Mechanismen ausgeschlossen wird; doch reicht dies nicht aus; stattdessen müssen wir konkrete Möglichkeiten aufspüren, wie Theorien auf einer nicht-theoretischen Ebene eher als Signaltextrur denn als bedeutsame Zeichenstruktur zu bearbeiten wären. Wir müssen nach einem Ort suchen, von dem aus wir die Theorie nicht mehr direkt und auf der inhaltlichen Ebene, sondern die *Bedingungen* der Theorie behandeln. Dies könnte dann vielleicht auch der Schlüssel zu einer pragmatischen Epistemologie sein, die es vermag, entsprechende Verschiebungen von Perspektiven vorzunehmen; nicht etwa, um ein für alle Mal aufzuklären, sondern um die Einheit der Differenz von Erkennen und Blindheit immer wieder neu zu verschieben.²²

1. Sicherlich wäre es hoffnungslos, auf semantischer Ebene anzusetzen, da diese nie von außen bearbeitet werden kann, oder genauer: Die semantische Beschreibung und Behandlung von Theorie bezeichnet eine Ebene der Beobachtung und Handhabung, die operatives Vorgehen *per*

den Körpern (s.u.a. Dietmar Kamper), in der Produktion (s.u.a. Karl Marx) und der Technik (s.u.a. Friedrich Kittler), der Überschuss der Kommunikation über den Sinn liegt in unbewussten und doch mitlaufenden Aspekten der Kommunikation, die insbesondere in Anwesenheit eine Rolle spielen (u.a. H. Paul Grice, Intendieren, Meinen, Bedeuten, in: Handlung, Kommunikation, Bedeutung Hrsg. Georg Meggle, Frankfurt am Main, 1993, p. 2-15).

²² Aufklärung (engl. Enlightenment) legt die Vorstellung nahe, dass wir in einer Dunkelheit leben, in der ein Licht entzündet wird, durch das wir dann zu Sehenden werden. Die Dramaturgie des sprachlichen Bildes ist binär: Dunkelheit und Licht. In gewisser Weise steht die Aufklärung in der Tradition der Gnosis, die lehrt, dass in jedem Menschen ein Licht der Vernunft glimme, das zu entzünden sei. Die Binarität des Bildes von Licht und Dunkel führt die Aufklärung in ihre Dialektik im Sinne Adornos und Horkheimers: Entweder wird sie totalitär oder sie zersetzt sich, entweder amputiert sie die Reflexion und ruft einen Kampf aus gegen die Kräfte der Finsternis und Reaktion oder sie amputiert das ins Werk-Setzen und genügt sich in bloßer Reflexion und Kritik. Die Konzeption der permanenten – möglichst fruchtbaren – Verschiebung der Einheit der Differenz von Einsicht und Blindheit lässt dagegen die Vorstellung der Binarität von Licht und Dunkelheit hinter sich und entwickelt, die Konzeption der Aufklärung dynamisierend, eine gleichsam tentative Methodologie des Verschiebens der Einheit der Differenz von Einsicht und Blindheit. Diese Dynamisierung ist aber weder epistemologischer Selbstzweck noch spielerisch-pointenreicher Perspektivwechsel und reine Dekonstruktion, sondern eine Suche nach Perspektiven, die in bestimmten Kontexten fruchtbar sein könnten: Theatertheater als probehaftes Anprobieren von Perspektiven und Blindheiten.

definitionem ausschließt. Das will natürlich nicht heißen, dass Kritik auf der Ebene der Semantik *per se* unfruchtbar sei, auch nicht, dass wir in unserem Unternehmen auf Arbeit und Kritik an theoretischen Semantiken verzichten. Die erste Konsequenz wäre also, nach *operativen und performativen* Methoden der Theorieentwicklung zu suchen, nach konkreten ästhetischen Instrumenten.

2. Die zweite Konsequenz ist eng mit der ersten verbunden und besteht in der Forderung der *Selbstanwendung*. Eine Medientheorie müsste sich nicht nur als eine Theorie in Medien verstehen, sondern sich selbst auf der Ebene ihrer medialen Bedingungen bearbeiten können. Selbstanwendung würde bedeuten, Techniken zu entwickeln, die es ermöglichen, Aussagen und Aussagestrukturen und -funktionen von außen zu bearbeiten.

3. Die dritte, mit den beiden ersten Konsequenzen eng verknüpfte Forderung besteht im Anspruch auf eine Praxis. Vielleicht müsste sogar der Zentralbegriff unserer Theorie so gebildet werden, dass er einen *Übergang zur Praxis* ermöglicht. Diese Praxis müsste über die Selbstanwendung *hinausreichen* – nur dann wäre die Welt, die soziale Wirklichkeit, erreichbar.

4. Vierte Konsequenz: dezidiert medienwissenschaftliche, semiotische, systemtheoretische, sprechakttheoretische, medienhistorische, kybernetische, wissensarchäologische, differenztheoretische und evolutionstheoretische Ansätze müssten an unsere Theorie *anschlussfähig* sein und im Idealfall im Zentralbegriff der Theorie kondensieren. Dies würde womöglich auch dazu führen, dass zwischen unterschiedlichen Theorien neue Querverbindungen gezogen werden könnten.

5. Die fünfte Konsequenz betrifft die *Entwicklungsfähigkeit* der Theorie selbst, das heißt einerseits die Frage, wie die Theorie so gestaltet werden könnte, dass sie weitere Entwicklungen ermöglicht, also generell entwicklungsfähig ist. Andererseits wird hier die Frage aufgeworfen, wie eher förderliche Entwicklungen von eher weniger förderlichen zu unterscheiden sind.²³ Der Kürze halber wollen wir sagen, dass letztere Frage wiederum in drei Unterfragen zu teilen wäre: Die erste betrifft die Unterscheidungsmöglichkeit von eher besseren und eher schlechteren Entwicklungen innerhalb der Theorie (bzw. von Perspektiven, die diese Unterscheidung in der Praxis mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit treffen), die zweite fragt danach, woran sich diese immanenten

²³ Es gibt von Heinz von Foerster einen „ethischen Imperativ“, der da lautet: Handle so, dass die Folgen deiner Handlung zu möglichst vielen weiteren Handlungsmöglichkeiten führen. Diese Auffassung, erscheint auf den ersten Blick genauso einleuchtend, wie auf den zweiten Blick unlogisch, denn, gesetzt es wäre überhaupt auszumachen, welche Handlung die meisten weiteren Handlungsmöglichkeiten eröffnet, so würden sich gerade durch die Befolgung dieses ethischen Imperativs die konkreten Handlungsmöglichkeiten auf eine einzige (nämlich diejenige, die die meisten Handlungsmöglichkeiten eröffnet) reduzieren. Freiheit besteht aber gerade darin, sich für Handlungen zu entscheiden, die die eigenen Handlungsmöglichkeiten extrem einschränken. Beispiele hierfür sind Kündigungen gut bezahlter Positionen, das In-die-Welt-Setzen von Kindern, Dinge tun, die nicht den maximalen Gewinn versprechen, vielversprechende Karrieren abbrechen. Die in diesem Sinne größte Freiheit liegt naturgemäß im Freitod, der bekanntlich die weiteren Wahlmöglichkeiten auf Null reduziert.

Dieser Imperativ ist – bei aller Sympathie für Heinz von Foerster – nichts anderes als die Ausformulierung einer neoliberalen Strategie, in der nichts anderes als man selbst und die eigenen Möglichkeiten vorkommen. Da Geld das Ermöglichende unbestimmter Möglichkeiten ist, wäre das Streben nach maximalem Gewinn die Forderung dieses Imperativs. Er würde damit gerade zur Affirmation des allgegenwärtigen Kontrollmechanismus.

Unterscheidungen extern ausrichten könnten (beispielsweise an der durch andere gefühlten Tatsächlichkeit, an kommunikativen Strukturen, die mit einem bestimmten Erleben verknüpft sind o.ä.²⁴) und die dritte Frage betrifft die Steuerungsmechanismen innerhalb des theoretischen Diskurses, der so installiert werden müsste, dass die eher bessere Entwicklung nicht nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit bestimmt, sondern auch in praktischer Weise angestoßen werden könnte. Dieser Komplex der möglichen Selbststeuerung stellt ein eigenes Feld dar und soll an anderer Stelle behandelt werden.²⁵

Der Boden der *allgemeinen* Entwicklungsfähigkeit dagegen betrifft die Kultivierung der Fragestellung.²⁶ Zunächst müsste ein Boden bereitet werden, der die entsprechende Entwicklungsfähigkeit ermöglicht und der aus einer Folie besteht, die reicher ist als unsere konkrete Strategie und auch reicher sein muss als jener Teil, der unmittelbar praxisfähig ist.

- Eine Konsequenz der Kultivierung der Fragestellung ist die Offenlegung der Methoden und Techniken, und zwar nicht nur auf der epistemologischen Ebene oder auf der Ebene des Theoriedesigns oder der Explikation gewisser theoretischer Methoden²⁷ und der hier auftretenden methodologischen Fragen, sondern auch auf der Ebene der konkreten Organisation von Aussagen oder von vielstimmigen produktiven Zusammenhängen usw.; auch vor dem Horizont der Entwicklungsfähigkeit sogenannter Gedanken. Das Zielen auf Entwicklungsfähigkeit einer Theorie hat auch ästhetische Konsequenzen.²⁸

²⁴ Welche perzeptiven Instrumente könnte es hier geben? Wonach wäre überhaupt zu suchen?

²⁵ Medientheorie konvergiert mit einer politischen Gesellschaftstheorie zu einer Theorie für eine nicht mehr hierarchisch geordnete Gesellschaft. Die von ihr behandelten Themenfelder tauchen in der Behandlung des kommunikativen Zusammenhangs, verstanden als Ort der Kollaboration, wieder auf.

²⁶ Um eine Kultivierung der Fragestellung zu ermöglichen, müssen wir unterschiedliche Typen von Begriffen einführen: Einerseits Problembegriffe (die aus der Fragestellung und dem Problemzusammenhang entstehen, mit dem gewählten Gegenstand und dem Forschungsbereich zusammenhängen und das bezeichnen, was erforscht werden soll) und andererseits Begriffe, die Deutungen und Darstellungen anbieten, erhellende Differenzen einführen oder funktionale Beschreibungen auf den Begriff bringen.

***Die Reflexion der begrifflichen Arbeit, ihre Epistemologie, liegt maßgeblich im Begreifen der Funktion des Begriffs innerhalb einer Theorie und dem Verständnis des Begriffs als einer Implikation einer Unterscheidung. Die gleichsam begriffsepistemologische Arbeit expliziert diese Implikation und führt die Bezeichnung, die ein Begriff darstellt, auf die Differenz zurück, mit deren Hilfe sich der Begriff konstruiert. In Anlehnung an Georg Spencer-Browns mathematisches Kalkül könnte man sagen: Mit jeder Benutzung eines Begriffs entsteht dreierlei: die Markierung des Bezeichneten, die implizierte Mitbezeichnung des in der Bezeichnung Diskriminierten und die Unterscheidung selbst (Form). Die Form der Unterscheidung ist der Blinde Fleck des Begriffs, die konstruktive Latenz, das, was in den Hintergrund treten muss, um die begriffliche Bezeichnung zu ermöglichen.

²⁷ Beispielsweise funktionale Beschreibungsformen: Was beschreibe ich, wenn ich Funktionen beschreibe? Wie gehe ich vor, wenn ich funktionale Beschreibungen anfertigen will? Was für Alternativen gibt es? Wie und durch was können funktionale Beschreibungen ergänzt werden? Welches sind die Bereiche, in denen die funktionale Beschreibung fruchtbar erscheint, welche eher nicht? etc.

²⁸ In dem Maße, in dem sich die Produktionsformate von den Distributionsformaten abtrennen, können sich die Produktionsformate an der beabsichtigten Entwicklung der Theorie ausrichten. Hierzu scheint es zweckmäßig, die Antizipation der Distribution innerhalb der Produktion zunächst zu blockieren. Dies kann performativ geschehen: durch die inszenatorische Setzung eines Adressaten, durch die Konzentration auf die immanente Komposition, durch die Konzentration auf die konkrete Kommunikation, die dann archiviert und weiterverarbeitet wird, oder aber auch durch wohldefinierte Ordnungen, die systematisch zwischen Produktion und Distribution organisiert werden. Es ist sicherlich kein Zufall, dass die Entwickler großer, selbstreferentieller Theorien wie Hegel und Luhmann,

- Ein weiteres Gebiet, das in zentraler Weise die Entwicklung und Entwicklungsfähigkeit von Theorie berührt, umfasst die Formen der wissenschaftlichen Kommunikation. Da wissenschaftsinterne Distributionsformen und wissenschaftliche Kommunikation nichts Sekundäres sind, kein spontan-natürlicher Ausdruck eines an und für sich vorhandenen Denkprozesses, sondern umgekehrt, fast alles wissenschaftliche Arbeiten auf wissenschaftliche Kommunikation in entsprechenden Distributionsformen zielt, können die Formen und *Formate* der wissenschaftsinternen Distribution als eine wichtige Bedingung des Diskurses verstanden werden, die einer eigenständigen und -gesetzlichen Reproduktion unterliegt.²⁹ Auffällig, dass in der Wissenschaft wenige Formen dominieren: Buch, Artikel, Vortrag, Seminar, Vorlesung, Gespräch. Unmittelbare Formen der Interaktion werden in der Regel weder gespeichert noch unterliegen sie gründlicher methodologischer Reflexion.

- Wollen wir eine entwicklungsfähige Theorie, müssen wir einen der Zentralbegriffe der Theorie als Problembegriff formulieren. Darüber hinaus darf der Raum, den der jeweilige Problembegriff öffnet, nicht gänzlich mit Erklärungen oder entsprechenden Begriffen ausgefüllt werden. Die Beschreibung des so entstehenden Leerraums impliziert die Aufforderung an sich selbst und andere, abweichende, konkurrierende oder ergänzende Beschreibungen zu präsentieren, andere Lösungsvorschläge zu nennen, neue Hypothesen zu erwägen und abweichende Ansätze zu verfolgen.³⁰

Wenn es nun darauf ankäme, Formen der Beschreibung zu finden, mit deren Hilfe es einerseits möglich wäre, die Reproduktionslogik der Gesellschaft zu fassen, und die andererseits die Grundlage legen könnten für ein Praktisch-Werden der Theorie und ihre Selbstanwendung, dann müsste der Leerbegriff die *Bedingungen des Diskurses* bezeichnen.

Michel Foucault fasst in der „Archäologie des Wissens“³¹ die Bedingungen des Diskurses als „historisches *Apriori*“. Gemeint sind damit nicht die Gültigkeitsbedingungen für Urteile, sondern die Realitätsbedingungen für Aussagen.

Historisches *Apriori* heißt also, dass *etwas*, obwohl es – zumindest teilweise – Produkt eines gesellschaftlich-geschichtlichen Prozesses ist, zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt sich wie ein *Apriori* verhält. Der Sinn des Begriffs besteht darin, das Augenmerk auf den positiven, diskursiven bzw. operativen Prozess zu lenken und diesen Prozess als durch bestimmte Formungs- und Ermöglichungsbedingungen geführt und begrenzt zu beschreiben, also die historische

Zettelkästen benutzt haben oder andere wichtige Denker, wie beispielsweise Spinoza und Peirce, die Distribution ihrer Texte eher behindert als befördert haben.

²⁹ In den Naturwissenschaften betrifft die funktionale Priorität der Distribution (und Nutzung) vor allem auch die Auswahl des Forschungsgebiets. Würde man im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften ausschließlich wirtschaftlich argumentieren, würden damit die Freiheitsgrade, die sich aus der Ausdifferenzierung der Gesellschaft (im Sinne der Systemtheorie) ergeben, gefährdet.

³⁰ Es empfiehlt sich grundsätzlich, die Begriffe der allgemeinsten Analyseebene einer Theorie nicht als Wesens- oder Merkmalsbegriffe, sondern als Problembegriffe anzulegen. Wenn wir Medientheorie im allgemeinen Sinne betreiben wollen, muss der Begriff des Mediums zum Problembegriff werden. Was soll mit ihm erklärt werden?

³¹ Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M. 1973.

Betrachtungsweise gerade zu verlassen, ohne allerdings zu vergessen, dass die Bedingungen selbst Ergebnisse von Zeit, Geschichte und Evolution sind. Der Begriff „historisches *Apriori*“ markiert also die historische Entwicklung, klammert sie aber gleichsam ein, indem die Frage nach der Genesis für einen Moment ausgeblendet wird. Dadurch wird der Blick befreit von der historischen Spekulation und der notwendig heroischen Geschichtsschreibung (beispielsweise der Erfindungen) und richtet sich nun allein auf den konkreten Prozess, der immer nur im Jetzt zu erfassen ist.

Genauso wenig wie uns gesellschaftliche Evolutionstheorie dabei hilft, die Funktion eines Mechanismus zu begreifen, genauso wenig helfen uns die historischen Daten, die Namen von Erfindern und Autoren, die Reihen und Abfolgen, die letztlich zu einer kulturtechnischen „Erfindung“ geführt haben, dabei, den konkreten medialen Prozess zu begreifen.³² Das historische *Apriori* ist also genau das Gegenteil einer transzendentalen Setzung. Würde man dieses *Apriori* nicht nur auf Aussagen und Propositionen beziehen, sondern auf alle diskursiven, kulturellen und medialen Äußerungsmodi, also auch auf die Produktion von Bildern, Tönen, Kunstwerken etc., würde ein Leerbegriff als Problembegriff entstehen, der von sowohl gesellschaftlichem als auch epistemologischem Interesse wäre. Und genau hier könnte der Medienbegriff ansetzen.³³ Wir fragen also nicht mehr, was ein Medium sei, sondern erhellen im Kontext einer Theorie zunächst die Funktion des Begriffs (was soll der Begriff begreifbar machen?), woraus sich dann eine Setzung ergibt.³⁴

Notizen zur Einkreisung der Setzung des Medienbegriffs:

– „Medien“ bezeichnen wir *als die latenten und konstruktiven Bedingungen des Diskurses* (verwandt mit dem Begriff „historisches *Apriori*“ in der Tradition Foucaults). Mögliche Anschnitte und Perspektiven sind: a) technisch-mediale Prozesse/ Logik der Kanäle und der Schaltung/

³² Die systemtheoretische Evolutionstheorie verhält sich zur eigentlichen Systemtheorie wie die Mediengeschichte zur analytischen Medienwissenschaft; beide verhalten sich, im Bilde gesprochen, wie ein Grundriss zu einem Aufriss in der Architektur: Um eine präzise Sicht zu erhalten, muss EINER der beiden Blickwinkel gewählt und die Sichtweise des Alltags, in der beide Blickwinkel sich im perspektivischen Sehen vermischen, gerade vermieden werden.

³³ Die von Foucault entwickelte Diskursanalyse wird von ihm insbesondere auf wissenschaftliche Diskurse bezogen. Man müsste sie allerdings auch auf andere Bereiche übertragen können, auf den Alltag, auf wirtschaftliche Zusammenhänge, politische, rechtliche, etc. Die *epistémé* wären dann nicht mehr die Implikationen, unter denen eine Aussage zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Gesellschaft als wahr oder falsch beurteilt würde, sondern implizierten Gesetzmäßigkeiten der Geltung einzelner kommunikativen Akte in einem bestimmten Zusammenhang. Beispielsweise könnte man in Bezug auf die Kunst die Frage stellen, welche Implikationen in einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Gesellschaft erfüllt sein müssen, damit ein Kunstwerk den relevanten Betrachtern als Kunstwerk erscheint und entsprechende Geltung erlangt. Diese Geschichte des Wandels der Paradigmen wäre für jeden gesellschaftliche Bereich, der sich an einem eigenen Sinn, einer eigenen Leitdifferenz, einer eigenen Funktion orientiert (beispielsweise Politik, Recht, Kunst, Wissenschaft, Religion, Massenmedien) zu rekonstruieren.

³⁴ Zwar ist die Frage, *was ein Medium sei*, performativ durchaus fruchtbar; eben weil es eine im Sinne Heinz von Foersterns unbeantwortbare Frage ist und so der Befragte sich notgedrungen selbst beschreibt und darüber hinaus seine besondere Art finden muss, sich aus der ontologischen Falle herauszuwinden. Deshalb haben wir im Januar 2004 damit begonnen, ebendiese Frage unterschiedlichen Medientheoretikern zu stellen. Diese Frage wurde dann von Alexander Roesler und Stefan Münker im Dezember 2005 für die interdisziplinäre Tagung mit demselben Titel aufgegriffen. Vgl. <http://www.formatlabor.net/mediendiskurs>. Eine Alternative zur Frage hierzu bestünde darin, den Konjunktiv der Frage, *was ein Medium sei*, als Modalität der Setzung zu verstehen.

Aufschreibesysteme/ Logik der Datenspeicherung;³⁵ b) semiotische Prozesse/ „Sprachen“, c) gesellschaftlich generalisierter Sinn, d) gestaltende Kraft der Selbstbeschreibung, e) mediale Formate, f) Sprechakt und Motiv, g) institutionelle und ökonomische Grundlagen, h) etc. etc.³⁶

– Zu unterscheiden sind prädiskursive von konventionellen Bedingungen.

– Unser Medienbegriff ist also nicht etwas, das begriffen wurde, sondern etwas, das sich *im Begriff des Begreifens* befindet - ein lebendiger Problembegriff. Alle funktionalen und hypothetischen Ansätze können nicht den Anspruch erheben, den Raum dieses Begriffs gänzlich zu füllen. Die Spezifizierung der Differenz zwischen dem jeweiligen Ansatz oder der Erklärung eines bestimmten Mechanismus einerseits und dem Raum, der durch den Problembegriff geöffnet wird, andererseits, erzeugt eine epistemologische Bewegung, eine Irritation, die nie zur Ruhe kommt.³⁷

Vor diesem Hinter- und Untergrund eines *Suchbegriffes* müssen wir nun nach dem *spezifischen* Zentralbegriff unserer Theorie Ausschau halten, der die oben gestellten Ansprüche erfüllt.

Unsere Ansprüche sind: Anwendbarkeit von operativen bzw. performativen Methoden, mit denen die Grundlagen des Diskurses bearbeitet werden könnten; Selbstanwendbarkeit, also eine Medientheorie, die sich selbst nicht nur als Theorie in Medien begreift, sondern sich auf dieser Ebene zu bearbeiten weiß; Möglichkeit einer über die Selbstanwendung hinausgehenden Praxis;³⁸ Anschlussfähigkeit an entsprechende Theorien, Vermittlungsfunktion unterschiedlicher Ansätze, Fähigkeit zur Selbstregulierung, methodisch reflektierte Entwicklungsfähigkeit.

IV.

Die Reproduktion von Kultur wurde aus unterschiedlichen Perspektiven beschrieben: Als Reproduktion bestimmter Funktionen (Ernährung, Fortpflanzung, Verteidigung etc.), als Sublimation von Trieben, als Ausdruck sich selbst reproduzierender Zeichenregime, insbesondere

³⁵ Datenspeicherung und Signalübertragung müssen deutlich unterscheiden werden: Ist die Übertragung immer nur im Prozess der Übertragung medial, so stellt die Datenspeicherung als Niederlegung eine Potentialität eines Signaltransfers dar, der sich nur im Leseprozess aktualisiert. Ein reiner Schreibprozess ist noch keine Kommunikation und gehört deshalb systemtheoretisch nicht zur Gesellschaft, sondern zu ihrer Umwelt, obwohl er eine soziale Handlung (Weber) wäre, da im Schreibprozess in der Regel die Imagination eines Leseprozesses angelegt ist, eine imaginäre Adresse.

³⁶ Ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder Systematik. Die genannten Begriffe verlaufen teilweise quer zueinander. Mediale Formate beispielsweise bilden Sonderzeichensysteme aus, sind oft mit Institutionen verbunden, müssen technisch möglich sein, ökonomisch funktionieren und mit Sinnprozessen belegbar sein. Die Beobachtung des Ineinandergreifens (beispielsweise von Ökonomie, Institutionen und Kulturtechniken) eröffnet mitunter Perspektiven, die über die Einzelbetrachtung hinausgehen. Eine andere Systematisierung ergibt sich, wenn man die aristotelische Konzeption des vierfachen Grundes (*causa materialis*, *causa formalis*, *causa efficiens* und *causa finalis*) auf die Kommunikation überträgt.

³⁷ Die kategoriale Differenzierung innerhalb eines Anschnittes verunsichtbart im Allgemeinen die eigene Perspektive, d.h. in dem Moment, in dem ich, von einer Perspektive ausgehend, Aspekte oder Idealtypen bilde, verdecken die Differenzen, die innerhalb der Perspektive auftreten, die Unterscheidung der Perspektive von einer anderen.

³⁸ Das würde auch bedeuten, dass die Theorie – beispielsweise in Kunsthochschulen oder anderen praktisch-experimentellen Rahmen – eine Praxis inspirieren und rahmen können müsste. Es würde also zwei Formen der Praxis geben: Eine, die sich auf den Forschungszusammenhang selbst bezieht und damit eine Selbstanwendung darstellt, und eine, die über den Forschungszusammenhang hinausreicht. Die Praxis jenseits der Bearbeitung der Bedingungen der Theorie würde in komplexer, teilweise auch indirekter Weise einen gesellschaftlichen Anspruch formulieren.

der Sprache, als dialektische Entfaltung des Weltgeistes, als gesellschaftlich-geschichtlich Folge und Spur, in der Dimension von Werten und Normen, als gesellschaftliche Generalisierung von Sinn, als Effekte der Kulturtechniken, als sich selbst erschaffende Konvention und Mimesis, als Folge gesellschaftlicher Ausdifferenzierung usw. usw.

Die von uns verwendete Perspektive unterscheidet sich von all diesen Ansätzen (lässt sich aber mit einigen von ihnen verbinden) und verweist auf *die Kontexte kommunikativer Akte*. Diese Kontexte sind Clichés (= „Druckstöcke“), mit deren Hilfe das unwiederholbare einzigartige Ereignis in An- und Abwesenheit formatiert wird: Instanzen der gesellschaftlichen Autopoiesis, die weder auf der Ebene einzelner Zeichen noch auf der Ebene des Sinnes beschrieben werden können. Sie setzen den Sinnrahmen, in dem Signale als Zeichen verständlich und interpretierbar werden, und formen in konkreter Weise sinnhafte Prozesse. Diese *eigenständigen Instanzen* der gesellschaftlichen Reproduktion nennen wir *Formate*.

Der Begriff Format meint nicht das Medium, sondern seine Benutzung, er meint nicht das Zeichen, sondern seine Rahmung, er bezeichnet nicht den Sinn, sondern seine Voraussetzung.

Formate sind keine Zeichen, bedürfen aber an ihrer Außenseite leicht erkennbarer Merkmale, um erkannt zu werden, und rahmen im Rezeptionsprozess Signale, die erst durch diese Rahmung zu Zeichen werden. Formate spielen eine entscheidende Rolle für die Vorselektion von Inhalten und sind konventionell-arbiträre Rahmen, in denen Zeichen Bedeutung erlangen.

Obwohl der Begriff Format aus der Massenmedienforschung stammt, wird er hier auch auf situative Zusammenhänge ausgedehnt und angewandt.³⁹ Formate sind also nicht nur die Formen, in denen wir mediale Produkte rezipieren (indem sie die jeweiligen Zeichen rahmen, die dadurch überhaupt erst eine Bedeutung erlangen), sondern der Begriff Format umfasst auch die Formen der unmittelbaren Begegnung. Sie können aus unterschiedlichen Perspektiven kategorisiert werden: Beispielsweise in Bezug auf ihren gesellschaftlichen Kontext, unter dem Aspekt der Unterscheidung von Anwesenheit und Abwesenheit und in Bezug auf die Unterscheidung von Interaktionsmöglichkeit und One-to-many-Struktur. In Bezug auf den gesellschaftlichen Kontext können wir etwa zwischen künstlerischen, wissenschaftlichen und massenmedialen Formaten, in Bezug auf Anwesenheit und Abwesenheit zwischen sozialen und medialen Formaten und in Bezug auf die Interaktionsmöglichkeit zwischen interaktiven und nicht interaktiven Formaten⁴⁰ unterscheiden.

³⁹ Die Begründung für diese Strategie des Begriffs liegt in der Pragmatik: Neben dem Bereich der Massenmedien und der Individualkommunikation entsteht ein dritter Bereich: der der medialen Öffentlichkeit. Auch dieser Bereich soll mit Hilfe von Formattheorie beschreibbar werden und vielleicht sogar für die Praxis eine besondere Stellung bekommen. Darüber hinaus erscheint es zweckmäßiger, nicht die Massenmedien vom „Leben“ her zu begreifen, sondern vielmehr umgekehrt das Leben aus den Massenmedien und die Massenmedien aus ihrer internen Logik und ihrer Leitdifferenz: der Spannung. Vereinfacht und ohne Berücksichtigung der rekursiven Prozesse: Einschaltquote braucht Spannung (= Leitdifferenz der Massenmedien), Spannung braucht Narrationen, Narrationen schaffen Sinn. Narrationen brauchen aber auch immer Figuren, die dann über Identifikationsprozesse im Alltag nachgeahmt werden und Identitäten schaffen. - Der Begriff Format betont darüber hinaus die schöpferische Perspektive.

⁴⁰ Die auf diese Weise entstehenden Kategorien verlaufen quer zueinander, so gibt es etwa situative wissenschaftliche Formate (Vorträge, Podiumsdiskussionen) und situative künstlerische Formate (Theater, Performance) etc. Allerdings kann es keine echten

Formate können deshalb als autarke Instanz konstruiert werden, weil sie sich weitgehend eigenständig (wenn auch nicht unabhängig von Sprache, gesellschaftlichen Sinngeneralisierungen und Semantiken) reproduzieren⁴¹. Dennoch sind sie an der Reproduktion von Sinn und Zeichenregimes maßgeblich beteiligt und stellen zwischen beiden ein zentrales Verbindungsstück her.

Sie umfassen insbesondere auch unbewusste mimetische Aspekte und sind unmittelbar verbunden mit den unbegriffenen Zwängen, denen jede Kommunikation und mediale Äußerung in Schrift-, Bild- und Tonform unterworfen sind. Da Formate auch in der Wissenschaft vorkommen, hat die Beschäftigung mit ihnen auch eine epistemologische Dimension.

Formate sind sowohl eine Instanz der Stabilität als auch der Evolution und am selbst-selektiven Aufbau von Komplexität beteiligt. Stabilität soll hier nicht Bewahrung von Bestehendem bedeuten, sondern erleichternde Reproduktionsmöglichkeiten, die ihrerseits dem Wandel unterworfen sind. Unsere These ist, dass gesellschaftliche Evolution *als Variations- und Selektionsprozess von Formaten* beschrieben werden kann.⁴²

Mit Hilfe des Formatbegriffs kann das Verhältnis von Theorie und Praxis noch einmal neu konzipiert werden, da der Formatbegriff einerseits gesellschaftstheoretische Beschreibungen erlaubt, sich Anschlüsse an semiotische, systemtheoretische, wissensarchäologische und medienwissenschaftliche Beschreibungen ergeben, und andererseits eine Praxis ermöglicht, in der die Theorie der Formate in ein konkretes Experimentieren mit neuen Formaten umschlägt. Anders als bei den meisten Ansätzen handelt es sich also bei dem von uns gewählten Anschnitt um eine Perspektive, die eine Praxis explizit ermöglicht.⁴³

interaktiven massenmedialen Formate geben (Formate, in denen die Rezipienten nicht nur wie beispielsweise Anrufer in einer Radiosendung als einer für alle aus der Masse der Rezipienten herausgehoben werden, wobei feststeht, wer die Regeln setzt, sondern in denen Sender und Empfänger über die gleichen Möglichkeiten und Rechte verfügen), wohl aber situative nicht-interaktive Formate (beispielsweise Theater, Konzert oder Sportveranstaltung).

⁴¹ Das Format ist nicht allein ein Begriff der Beschreibung, sondern es entspricht einer tatsächlich vorhandenen Kompetenz. Deshalb ist das Format eine eigenständige Instanz der gesellschaftlichen Selbsterschaffung.

⁴² Die heutigen Bedingungen scheinen sich eher auf Durchsetzungskapazitäten als auf Entscheidungskapazitäten zu beziehen, d.h. die Macht verschob sich von der personell zuschreibbaren oder institutionellen Regulierung (der Produktion und Distribution) zu einem Eigenwert des Erfolgs (der Rezeption). Damit können formatwissenschaftliche Beschreibungen insbesondere für solche gesellschaftlichen Formationen wichtig werden, die keine einheitliche Spitze aufweisen, sondern die sich über Funktionen und Subsysteme differenziert haben. Diese Umstellung von eher hierarchisch geordneten Gesellschaften, in denen die soziale Ordnung oft über Religion, Moral und Herrschaft hergestellt wird, hin zu emergenten Eigenwerten beschreibt auch die Systemtheorie Luhmanns; allerdings um den Preis, dass – in der Tradition und im Anschluss an Hegel – eine abstrakte Instanz des Sinns außerhalb des Menschen angenommen werden muss und diese Eigenwerte experimentell nicht berührt werden können (da Sinn aber immer nur hermeneutisch behandelt werden kann, kann er weder als solcher an und für sich erscheinen noch kann der Beobachter einer Kommunikation sich sicher sein, das Verstehen zu verstehen). Im *method acting*, einer auf Realismus gerichteten Schauspieltechnik (es geht hier um eine möglichst realistische Reproduktion von Handlungen), entwickelt man Figuren über ein Main-Need, ein Hauptbedürfnis. Hier geht es tatsächlich darum, Motive und damit Handlungssinn durch gewisse Techniken *real* werden zu lassen.

⁴³ Praxis in diesem Sinne hieße, eben nicht von der Antizipation des Produkts auszugehen, sondern von den experimentellen Regeln der Produktion. Auf diese Weise entstehen experimentelle Formate als Resultat formatierter (formalisierter) Experimente. Das experimentelle Format ist aber eben kein Format im Sinne eines etablierten *frame of reference*, also kein funktionierendes Distributionsformat. Das experimentelle Format kann entweder dadurch entstehen, dass a) Signaltexturen mit Hilfe von Algorithmen

Selbstanwendung. Die Arbeit an den konkreten Bedingungen des Diskurses in Form von experimentellen Formaten, die die Praxis der Theorie darstellt, kann sich auch auf jenen diskursiven Zusammenhang beziehen, in dem sich die Theorie selbst entwickelt.

Da sich Formatforschung als Forschung in (wissenschaftlichen) Formaten versteht, kann der kommunikative Zusammenhang, in dem sie sich selbst ausbildet, von ihr als ein Teil ihrer Praxis behandelt werden.⁴⁴ Formatwissenschaft erlaubt somit Selbstanwendung und vermag nicht nur, eine Brücke zwischen theoretischen und ästhetischen Praktiken zu schlagen, sondern zu ihrem eigenen Erkenntnisgegenstand zu werden.⁴⁵

Wie aber soll man sich eine derartige Selbstanwendung im Einzelnen vorstellen?

V.

Mit der Erfindung des Phonographen durch Edison 1877 wurde die flüchtige Stimme speicherbar und mit der Erfindung des Grammofons 1887 durch Emil Berliner reproduzierbar. Damit entstand neben der Schrift eine weitere Kulturtechnik, die Sprache zu speichern vermochte. Wenn wir davon ausgehen, dass Wissenschaft bisher deshalb der Schriftlichkeit bedurfte, weil nur an *fixierte* Aussagen die Unterscheidung von wahr und unwahr angelegt werden kann, müssen wir uns nun fragen, ob die Audioaufnahme (und wenn ja, in welcher Weise und mit welchen Verknüpfungen und in welcher Abfolge ggf. mit Schriftlichkeit und elektronischen Medien) theoriefähig ist. Mit wenigen Ausnahmen⁴⁶ haben Audioaufnahmen bisher kaum eine Bedeutung für die Speicherung und

bearbeitet oder neu kombiniert und geordnet werden (operative Methode), b) dadurch dass unterschiedliche Formate miteinander kombiniert (camouffierende Methode) oder c) mit Hilfe von inszenatorischen oder performativen Mitteln Verschiebungen organisiert werden (performative Methode) oder eben dadurch, dass d) Formate auf Regelsätze der Produktion zurückgebaut und diese Regelsätze modifiziert werden (konzeptionelle Methode). Wir müssen uns in diesem Zusammenhang auch von der Vorstellung der Stimmigkeit verabschieden und der religiös-idealistischen Idee von der „Entsprechung von Inhalt und Form“.

⁴⁴ Die Frage, wie man von einer Kontextbeobachtung zu einer Kontextgestaltung kommen könnte, von einer *Beschreibung* der wissenschaftlichen Formate zu einer *experimentell-produktiven Praxis*, verweist auf ein Forschungsprogramm, welches den Anspruch formuliert, die Forschung selbst (als kommunikativen Zusammenhang, in dem sich Forschung ereignet) mit Hilfe der theoretischen Ansätze, die in der Forschung entstehen, zu bearbeiten. Um diese Forschung (Arbeitstitel *Wissensproduktion als Inszenierung*) vorzubereiten, erproben wir Wissensmoderation für Lehre und Forschung auf einer von uns installierten Plattform (www.keshma.net). Sie wird von unterschiedlichen Universitäten in Anspruch genommen. Zu zielen wäre auf eine Form der Kommunikation, die nicht von der Phantasie der Distribution beherrscht ist, nicht von den konventionellen Formaten der Wissenschaft geformt ist, sondern in der Prozess und Darstellung in ein neues Verhältnis treten. Praxis in diesem Sinne hieße, die Regeln für unsere Kommunikation *in der Kommunikation* zu entwerfen, mit dem Ziel, Regelsätze für experimentelle Formate zu entwickeln und diese in entsprechender Weise auszuwerten.

⁴⁵ Der Bereich, in dem experimentelle Formate zunächst Anwendung finden könnten, liegt – auch im Bereich der Wissenschaft – zwischen den traditionellen speichermedialen Formen (Buch) und der unmittelbaren Interaktion.

⁴⁶ Die Macy-Konferenzen wurden beispielsweise stenografiert und von Heinz von Foerster bearbeitet. *Cybernetics | Kybernetik. The Macy-Conferences 1946-1953*, Band 1: Transactions/ Protokolle, Zürich 2003; Band 2. Documents/Dokumente Zürich 2004, Herausgegeben von Claus Pias: „Zwischen 1946 und 1951 wurden unter dem Titel ‚Cybernetics. Circular Casual, and Feedback Mechanisms in Biological and Social Systems‘ insgesamt zehn Konferenzen unter der Schirmherrschaft der Josiah Macy Jr. Foundation veranstaltet. Diese Macy-Konferenzen markieren das vielleicht folgenreichste wissenshistorische Ereignis der Nachkriegsgeschichte. Auf den neuen begrifflichen Grundlagen von ‚Information‘, ‚Feedback‘ und ‚analog/digital‘ suchten sie eine universale Theorie der Regulation, Steuerung und Kontrolle zu entwickeln, die für Lebewesen wie für Maschinen, für ökonomische

Distribution wissenschaftlich-theoretischer Daten erlangt. Wissenschaftliche Theorieentwicklung ist nach wie vor Textarbeit und am altherwürdigen Kreislauf von lesendem Auge und schreibender Hand hat sich bis heute nicht viel geändert. Selbst der Vortrag, der in den Geisteswissenschaften in der Regel in der Verlesung eines Textes besteht, wird nur selten – und erst jetzt mit Aufkommen des Internets – in Form von Audio oder Audio-Visualität distribuiert.

Innerhalb der Medienphilosophie wird in zentraler Weise die Frage diskutiert, ob nicht nur *über* Medien, sondern auch *in* Medien philosophiert werden könne. Im noch nicht wirklich vermessenen Feuchtgebiet der Medienphilosophie entstehen skurrile Sumpfb Blüten der Spekulation, die auf etwas hinweisen könnten. So zielt das von Frank Hartmann herausgegebene Buch „Medienphilosophie“⁴⁷ unter anderem auf die Frage, ob es einer Medienphilosophie allein darum zu tun sein müsste, die neuen medialen Bedingungen nach dem Ende des Gutenberg-Zeitalters philosophisch zu behandeln, und nicht auch darum, die mediale Paradigmenverschiebung selbst in der wissenschaftlichen Arbeit nachzuvollziehen: Was soll das heißen?

– Auffällig, wie in medienphilosophischen Zusammenhängen Theorie und Praxis weitgehend auseinanderfallen: Oft werden die großartigen Möglichkeiten der Neuen Medien in den alten, maßgeblich im Buch, behandelt und eine Praxis nur theoretisch beschworen. So ist mitunter von pragmatischer oder gar empirischer Medienepistemologie die Rede; dies alles bleibt Print-Text.

– Wollen wir mit einer Praxis der Selbstanwendung ernst machen und nicht allein theoretisch für die Pragmatik Partei ergreifen, müssen wir alle Ansprüche der pragmatischen Selbstanwendung auf die einfache praktische Frage reduzieren: Was können die Neuen Medien für wissenschaftliche Kommunikation leisten?

Wissenschaftliche Praxis im Sinne von Theorieausbildung kann sich nicht jenseits der Sprache ereignen, da nur Sprache zur Negation und damit zur Selbst- und Fremdhinterfragung und -kritik fähig ist. Der Unterschied zwischen Doxa und Episteme, der für Wissenschaft und Philosophie notwendig und konstitutiv ist, kann nur in und mit Sprache getroffen werden. Das heißt nicht, dass künstlerische Praxis hier nicht experimentell vermitteln könnte, auch nicht, dass die Begrenzung jeder Theorie durch ihre Begriffe nicht problematisiert, die Zwänge der Grammatik nicht angesprochen werden könnten oder sollten, sondern nur, dass es *dort, wo es keine Sprache in speichermedialer Form gibt, keine Wissenschaft geben kann*⁴⁸. Das Bild ist im strengen Sinne epistemologisch impotent.

wie für psychische Prozesse, für soziologische wie für ästhetische Phänomene zu gelten beanspruchte. Diese Konzepte sollten in den folgenden Jahrzehnten in Biologie, Neurologie, Soziologie, Sprach- und Computerwissenschaften, aber auch in Psychoanalyse, Ökologie, Politik und Ökonomie ausschwärmen und eine epochale Schwellensituation von der Thermodynamik zur Kybernetik (Wiener), von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft (Deleuze), von der Industrie- zur Informationsgesellschaft (Lyotard) markieren.“ (Klappentext).

⁴⁷ München 2000.

⁴⁸ Obwohl natürlich Wissen auch dort entsteht, wo es nicht wissenschaftlich zugeht.

Ein Medium kann und konnte immer nur in einem anderen Medium erkannt werden. So wurde etwa die Sprache erst in der Schrift epistemologisch einsehbar. Doch die Selbstaufklärung der Schrift ist bisher immer nur in der Schrift versucht worden und gelangte eben dadurch in einen selbstbezüglichen Zirkel, der dann strukturalistisch oder dekonstruktiv oder auch pragmatisch entlastet werden kann.

Eine Aufgabe der wissenschaftlichen Handhabung der Neuen Medien könnte es sein, wiederum die Schrift epistemologisch einsehbar zu machen. Hierzu bedarf es wissenschaftlicher, ästhetischer und vielleicht auch sozialer Praktiken. Audioaufnahmen und elektronischer Text werden erst mit der globalen Vernetzung für die wissenschaftliche Kommunikation einsetzbar. Für das, was nun entsteht, haben wir noch keinen Begriff. Wie wollen wir diese gleichsam tentative, epistemologische Bewegung nennen?

Die Funktion der hier entworfenen Medientheorie, ihr „Wozu“, würde nicht nur darin bestehen, Instrumente zur Beschreibung der heutigen Gesellschaft zu liefern, sondern auch darin, experimentelle Formate zu entwickeln, in denen sich eine entsprechende Medientheorie entwickeln würde: Die Theorie wiederum würde zum Rahmen von experimentellen Formaten, in dem sie sich selbst entwickeln. Ausgerichtet würde diese Entwicklung an jenen Format-Experimenten, die sich außerhalb des Diskurses, in dem sich die Medientheorie entwickelt, ereignen.⁴⁹ Das eben ist es, was wir mit dem vieldeutigen Begriff "Medientheater" bezeichnen.⁵⁰ Wir werden darauf zurückkommen.

Man könnte die These vertreten, dass das „griechische Wunder“, also die unglaubliche Fruchtbarkeit des geistigen Klimas im antiken Griechenland, in zentraler Weise dem sehr besonderen Ineinandergreifen von Sprechen und Schreiben im Stadtstaat Athen geschuldet sei. Naheliegend wäre es deshalb, dort, wo es um die Selbstanwendung von Theorie gehen soll (also darum, dass Medientheorie sich nicht nur als Theorie in Medien und Formaten versteht, sondern sich selbst in diesen bearbeitet), Formate zu entwickeln, in denen sich die Grenze zwischen Schreiben und Sprechen verwischt.

Was heißt das? Das Schreiben und Sprechen haben unterschiedliche Qualitäten, die ursprünglich fest miteinander verkoppelt waren. Es ergaben sich zwei getrennte Kommunikationswelten: Das unmittelbare Gespräch und das Buch. Die ersten Verflüssigungen zwischen Sprechen und Schreiben sind so alt wie die Schrift selbst: Vortrag, Mitschriften von Gesprächen, Diktieren von Sprache, das öffentliche Lesen oder Spielen von Texten (Theater). Mit der digitalen Revolution fällt das, was früher interaktionsfrei war (Schrift), und Interaktion (Anwesenheit) nicht mehr kategorisch auseinander, sondern zersplittert in mannigfaltige Möglichkeiten. In den digitalen Netzen vermischt

⁴⁹ Ein bescheideneres Wozu, das ich wichtig finde und das mir am Herzen liegt, wäre, Künstlern ein theoretisches Werkzeug an die Hand zu geben, das sie einerseits inspiriert und andererseits anregt, ihr eigenes Tun vor dem Horizont gesellschaftlicher Wirkung zu reflektieren und vielleicht – bei besonderem theoretischen Interesse – darüber nachzudenken, „wie Wissen mit ästhetischen Mitteln zu bearbeiten wäre“ (Sophia Nabokov).

⁵⁰ Medientheater, Till Nikolaus von Heiseler (Hg.), Berlin 2008. Mehr: <http://www.formatlabor.net/medientheater>.

sich das ursprünglich Getrennte und es kommt zu einer *Ausdifferenzierung der Interaktion*, in der einzelne Qualitäten oder Aspekte neu kombiniert werden können.

Ursprünglich gekoppelte Qualitäten

Unmittelbares Gespräch	Buch
Interaktion in real time	Keine Interaktion
Adressat spezifiziert	Adressat nicht spezifiziert
Übertragung	Speicherung
Natürlich	Technisch
Mündlich	Schriftlich
transitorisch	gespeichert
Sender bestimmt Zeitpunkt der Signalübermittlung	Rezipient bestimmt Zeitpunkt der Rezeption
Produzent und Rezipient am gleichen Ort	Produzent und Rezipient an unterschiedlichen Orten
Produzent und Rezipient kommunizieren in derseben Zeit.	Produzent und Rezipient kommunizieren in derselben Zeit.
Alle 5 Sinne	Gesichtssinn
einmalig	wiederholbar

Einige dieser Aspekte lassen sich frei miteinander kombinieren und es sind vielleicht die am Anfang und „intuitiv“ ausgeschlossenen und aussortieren, mit denen sich zu experimentieren am Ende am meisten lohnen könnte. Um allerdings für Forschung und Lehre tatsächlich fruchtbar zu werden, geht es um Abfolgen, Ketten und Verzweigungen.⁵¹ Zu vermuten ist zunächst, dass die

⁵¹ Das Nachdenken über neue Kombinationen und Abfolgen ist nicht etwa eine Spielerei, sondern berührt das Zentrum dessen, was wir Geist oder geistige oder soziale Entwicklung nennen. Es scheint eine gewisse Einigkeit darüber zu geben, dass der Buchdruck ein – wenn nicht *der* entscheidende – Faktor ist, der die Neuzeit einläutete. Hierin sind sich die Berliner Schule der Medienwissenschaften und die Systemtheorie so weit einig. Wenn man allerdings auf den tatsächlichen Prozess sieht, kommt es darauf an, wie Lesen und Schreiben, Lesen und Sprechen, Vorlesen, Hören und Sprechen, Hören und Schreiben und Hören und Mitschreiben konkret ineinandergreifen. Unsere These ist (sie bedarf noch der Ausarbeitung), dass Geist ein Produkt der Kombination von Performanz und Operativität ist. Auf der einen Seite (der Performanz) kommt es zu immer neuen Selbstbezüglichkeiten und auf der anderen Seite zu immer komplexeren Formen der Festschreibung (Begriff, {auswendiggelernte} gebundene Rede, Schrift, Druck, elektronischer Text und Vernetzung). Dies nur als Andeutung.

Formate der Lehre stärker auf Austausch und Interaktivität setzen müssten, und zwar unabhängig davon, ob das am Ende der Kette stehende Distributionsformat interaktiv ist.

Nun ist es an der Zeit, tatsächliche Hinweise auf eine Praxis, eine Anwendung zu geben. Damit verlassen wir das geisteswissenschaftliche Sprachspiel, welches eben darin besteht, originelle Plausibilitäten zu produzieren, also eine Rede, deren Qualität sich allein im Lesen oder im Vortrag einlösen soll. Der Grad der Präzision *in der Sache*, die das geisteswissenschaftliche Sprachspiel produziert – in dem alles, was auf den zweiten Blick einleuchtet und vollmundige Begriffe verwendet, Geltung erlangt –, reicht für eine derartiges Unternehmen nicht aus.⁵²

Tatsächlich werden sich die theoretischen Überlegungen daran messen lassen müssen, welche praktischen Ansätze sie hervorbringen. Die Einheit der Form und die Konventionen des kontinuierlichen und folgerichtigen Fortschreitens müssen nun einer von Brüchen und scheinbar leichtsinnigen Einfällen zerklüfteten Dramaturgie weichen, *denn es gibt keine Möglichkeit, folgerichtig (im Sinne einer wissenschaftlichen Folgerichtigkeit) von einer Theorie zu einer Praxis zu gelangen*. Es soll im Folgenden eine lose Sammlung von Vorschlägen gegeben werden, die ein erstes Anfangen ermöglichen. Es versteht sich von selbst, dass es sich um Provisorien handelt.

1. In einer Praxis hat die Dekonstruktion vor allem die Funktion einer Negativarbeit, die dem Hinweis auf vergessene und übersehene Möglichkeiten vorausgeht. Sie problematisiert und hinterfragt das bisherige Vorgehen *vor dem Horizont anderer Wege*. Als bloßer Gestus wirkt sie blockierend und ist eitel. Es gibt immer einen Ort, von dem aus eine Position dekonstruiert werden kann. Es stellt eine besondere Kunst dar, alles Bisherige *an den richtigen Stellen* zu hinterfragen.⁵³ In Bezug auf Begriffe und Typologie: Jeder Begriff und jeder *typ* stellt eine Generalisierung dar, die es erlaubt, Unterschiedliches als Gleiches zu behandeln. Man beginnt damit in einer Situation nicht bei Null, sondern greift auf Erfahrungen zurück, die Erwartbarkeiten eingrenzen.⁵⁴ Die epistemologisch fundierte und rhetorisch wirkungsvolle Dekonstruktion von Begriffen und Typen ist ein wichtiger Bestandteil des geisteswissenschaftlichen Spiels. Für die Praxis dagegen sind Begriffe und Typologien Instrumente, deren Zweckmäßigkeit sich in der Praxis zeigen muss.

2. Die oben formulierte Frage, ob mit Hilfe von Medien gedacht werden kann, kann u.a. zur Frage konkretisiert werden, ob es möglich sei, Audio und/oder Audio-Visualität für wissenschaftliche

⁵² Jeder, der jemals in einem professionellen Zusammenhang versucht hat, ein tragfähiges Konzept zu entwickeln, und auch schon einmal einen Vortrag gehalten hat, kennt den Unterschied: Im letzteren Fall geht es um die wirkungsvolle Bewegung eines Gedankens, um originelle Wendungen und Schlüsse, um Stil, Traditionssättigung usw. Im ersteren Fall dagegen weiß man, dass vor allem eins zu vermeiden ist: scheinbare Schlüssigkeit, Formulierungen, die sich gut anhören und eine Konzeption schützen, die am Ende nicht trägt.

⁵³ Hier kann man vom Theater lernen: Laien proben (sie studieren etwas ein), Schauspieler probieren (sie versuchen etwas, was immer wieder verworfen werden kann).

⁵⁴ Der Begriff des *Vor-Urteils* markiert die negative Seite dieses Lernprozesses.

Zwecke in empirischer Forschung und Theorie-Ausbildung einzusetzen und zu nutzen.⁵⁵ Hier stellt sich zunächst das Problem der Dienlichkeit des Mediums für den jeweiligen Zweck.⁵⁶ War also früher das zu benutzende Medium weitgehend vorgegeben, so können wir heute entsprechende Entscheidungen treffen und neue Benutzungsformen erproben. Doch reicht die Entscheidung für ein Medium nicht aus, um den Boden jenseits der Konvention zu betreten. Wir müssen hier also Entscheidungen für Regeln treffen, in deren Rahmen wir Experimente durchführen wollen.⁵⁷

3. Es wurde oben schon angesprochen: Man sollte nicht versuchen, sich an den Menschen und seine Wünsche zu wenden. Andererseits wurde gesagt, dass das Motiv und der Handlungssinn in der Kommunikation entstehen. Könnte man womöglich einen kommunikativen Zusammenhang schaffen, in dem ein entsprechender Sinn entsteht? Man muss hier die alteuropäische Vorstellung

⁵⁵ Tatsächlich gab es Überlegungen, ob auch mit Hilfe von Grafiken gedacht werden könne. Fragen wie: „Was bedeutet es, wenn wir diesen Pfeil umdrehen?“, waren dann Gegenstand eher unerquicklicher Diskussionen. Nach einer kurzen Überlegung (die der Leser in seinem eigenen Kopf vollziehen mag) wird klar: Grafik kann Denken veranschaulichen, nicht aber Versprachlichung ersetzen. Begründen lässt sich dies mit der epistemologischen Impotenz des Visuellen: Über eine Grafik kann nicht mit einer Grafik in kritischer Weise meta-kommuniziert werden. Andere wichtige Formen könnten sein: Generative Archive, experimentelle und methodisch explizierte Bereiche von Tools, soziale Software etc.

⁵⁶ Ein Beispiel: **Video**. Audio-Visualität lenkt die Aufmerksamkeit eher auf die Person und den Sprecher als auf die Aussagen und den Inhalt der Rede. Audio-Visualität kann deshalb etwa für qualitative Sozialforschung eingesetzt werden. Das Verhältnis, das sich hier konstruiert, ist das zwischen einem Untersuchenden und einem Untersuchungsgegenstand. Im Bereich der Theorieausbildung kann Audio-Visualität dafür eingesetzt werden, die „Schriftgeburten“ vor dem biographisch-biologischen Horizont des jeweiligen Autors zu zeigen und dessen Perspektiven und blinden Flecke aus dem Milieu und der persönlichen Geschichte zu erklären. Die Intention, die im Text verfolgt wird, könnte sich in Handlungen zeigen, die auf der non-verbalen Ebene audio-visuell gespeichert werden, oder es ergäben sich entsprechende Widersprüche. Ein großer Vorteil besteht darin, dass jeder Rezipient das Material selbst interpretieren kann. (Audio-Visualität passt gut zur psychologischen Inszenierung von Realprozessen, die vor allem dadurch untersucht werden können, dass sie aktiv und wohlkalkuliert ausgelöst werden. Es ist weitgehend unmöglich, Realprozesse mit audio-visuellen Mitteln zu beobachten, ohne an ihnen aktiv beteiligt zu sein, es sei denn, man arbeitet mit versteckter Kamera. Eine wichtige inszenatorische Aufgabe besteht in der Interpretation des Aufnahmeegerätes. Realinszenierungen können auch dadurch zustande kommen, dass eine Person eine fiktive Situation für real hält. Hier ergibt sich eine Nähe zum Unsichtbaren Theater Boals.) Während im Audio vor allem das intentionale Handeln einer Person in Form von Sprechen aufgenommen wird und Spuren, Indizielles und natürliches Meinen sich auf plötzliches Schweigen, Wortwahl, Satzkonstruktion, Tonfall und Stimme reduzieren, steht in der Audio-Visualität Nicht-Gemeintes stärker als beim Audio im Vordergrund. Deshalb macht Audio-Visualität den Aufgenommenen immer auch zum Objekt, da das eigene Bild nur begrenzt einer bewussten Formung unterliegt und nicht zum inhaltlichen Zeichen werden kann. **Audio**. Die Person des Sprechers erscheint nicht als Gegenüber, sondern als Stimme. Die Einordnung und die damit verbundenen Vorurteile, die sich unter anderem auf Hautfarbe und Geschmack beziehen können, greifen langsamer und weniger stark. Das Image fällt weg, bzw. wird nur langsam durch Stimmfärbung, Akzent/Dialekt, Wortschatz, Sprachduktus etc. aufgebaut. Deshalb könnte man vermuten, dass Audio neben der Schrift zum theoretischen Textwerkzeug werden könnte und auf diese Weise das dialogische Prinzip mündlicher Rede auf das Schreiben zurückübertragen werden könnte. Die zentrale Möglichkeit digitaler Tonaufnahmen für die Wissenschaft könnte eben darin bestehen, Sprechen und Schreiben miteinander verschmelzen zu lassen. Audio eignet sich insbesondere für längere Zwiegespräche. Diskussionen dagegen sind im Video deshalb besser zu rezipieren, weil von drei gleichgeschlechtlichen Stimmen an die Zuordnung zu Personen (als Funktionen des Diskurses) schwerfällt. Florian Cramer beispielsweise schrieb [02.03.06 17:49:43] „Ich habe jetzt die gesamte Tagung *durchgehört* und mir auch die Diskussionen auf Video *angesehen*.“ Gemeint waren die Aufnahmen der Tagung „Was ist ein Medium?“ (<http://www.formatlabor.net/Mediendiskurs>).

⁵⁷ Diese formatierten Experimente nennen wir experimentelle Formate.

aufgeben, die von einem Innen ausgeht und das Äußere und Äußerliche als bloßen Effekt versteht. Was könnte das bedeuten?⁵⁸

4. Wichtige Ansätze könnten die Inszenierung von Sprechen und Schreiben durch die gezielte Installation eines imaginären Adressaten⁵⁹, die Dekonstruktion der Unterscheidung von Bühne und Hinterbühne und die experimentelle Vermischung von Schreiben/ Lesen und Hören/ Sprechen⁶⁰ bilden. Fruchtbar erscheint vor allem, die Neuen Medien als Orte der Produktion zu nutzen und dann die Ergebnisse in die alten Medien (beispielsweise den Buchdruck oder auch Aufführungen und Ausstellungen) zurückzuübertragen.

5. Von welchem Ort aus sprichst du (und wie unterscheidet sich dieser von dem Ort der Wissenschaft)? Es gibt zunächst drei Anwendungen (die wiederum miteinander verknüpft sind), a) eine die sich auf Hervorbringung bezieht b) eine selbstbezüglich und c) eine pragmatische. Die Vergegenwärtigung dieser Anwendungsgebiete ist für die Theorie strukturbildend.

a) Die Hervorbringung neuer Varianten von Formaten ist das eigentliche *telos*. Hierbei gehen wir davon aus, dass die soziale Evolution als Evolution von Formaten beschrieben werden kann.

b) Die Selbstbezüglichkeit verweist auf den Anspruch, dass eine Medientheorie die Grundlage desjenigen kommunikativen Zusammenhangs schaffen können muss, in dem sie sich selbst entwickelt.

c) Im pragmatischen Teil soll es darum gehen, (Medien-)Autoren (etwa an Kunsthochschulen) einen Werkzeugkasten der Reflexion und der konkreten Praxis zur Verfügung zu stellen.

6. Worum geht es? Es geht um unsere Zukunft, um die Entwicklung unserer Gesellschaft. Es geht um die soziale Evolution und ihre kulturtechnischen, epistemologischen, konventionellen und medialen Rahmen. Werden wir in einer Gesellschaft leben, in der die soziale Evolution einer Eigendynamik unterworfen ist, die blind ist für menschliche Bedürfnisse, oder wird es den

⁵⁸ Als am Ende der 80er Jahre die ersten Hippie-Moden-Renaissance- und Che Guevara-T-Shirts auftauchten, war dies sicherlich ironisch gemeint und weit davon entfernt, ein politisches Statement zu sein. Die nachrückende Generation kopierte nun die Zeichen der 60er und 70er Jahre, ohne die Ironie zu erkennen, hierbei spielten sicherlich die damals noch sehr populären Musikvideos eine Rolle. Man begann sich mit den Inhalten zu beschäftigen, nachdem man das T-Shirt schon gekauft hatte. Die Dokumenta X (1997) unter der künstlerischen Leitung Catherine David schließlich machte die politischen Positionen wieder salonfähig und am Ende der Entwicklung steht die allgemeine Popularisierung des Weltverbesserischen, die im Nachhaltigkeitsplot akkumuliert. Dies ist eine durchaus positive Entwicklung und es hat keinen Sinn, über die Grobschlächtigkeit des Mainstreams die Nase zu rümpfen, vielmehr geht es darum, diese Welle für tatsächlich Sinnvolles zu nutzen.

⁵⁹ Einen oft vollkommen übersehenen Faktor stellt in diesem Zusammenhang die Imagination des Adressaten dar, der beim Gebrauch eines Speichermediums nicht mit dem tatsächlichen Rezipienten identisch sein muss, so dass die Adressatenimagination inszenatorisch genutzt werden kann. Das Experimentieren mit der Adressatenimagination des Sprechenden oder Schreibenden würde auch bedeuten, Mittel des Theaters und der Inszenierung zu nutzen, um die Bedingungen des Diskurses zu bearbeiten. Dadurch würde Wissen mit ästhetischen Mitteln gestaltet.

⁶⁰ Das bedeutet, anders formuliert, die Vermischung der alteuropäischen Kategorien Anwesenheit/ Interaktion und Abwesenheit/ Interaktionsfreiheit. Bestimmte Qualitäten der An- und Abwesenheit lassen sich mit den digitalen Möglichkeiten neu kombinieren. Mit dem Auftauchen der Neuen Medien entstand eine nie da gewesene Möglichkeit der Verflüssigung von Sprechen und Schreiben. Qualitäten, die traditionellerweise transitorischen Formen und Anwesenheit zugeschrieben werden (beispielsweise Dialogfähigkeit), können auf Texte zurückübertragen werden *et vice versa*. Für die Wissenschaft liegt das Potenzial der Digitalisierung analoger Medien nicht etwa im neuartigen Zusammenspiel von sprachlichen Äußerungen und Bildern, sondern in einer neuen Runde des Wechselspiels von Rede und Schrift, die mit der phonetischen Schrift ihren fruchtbaren und folgenreichen Anfang nahm.

Teilnehmern an sozialen und medialen Formaten möglich sein, diese zu reflektieren und aktiv mitzugestalten?

Unser Vorschlag besteht darin, Gesellschaft als Prozess zu begreifen, als ein soziales System, das sich mit Hilfe unmittelbar-sozialer und medialer Formate reproduziert. Folgte man dieser Betrachtungsweise, so bestünde die soziale Evolution im Auftauchen und dem Sich-Durchsetzen neuer Formate, gefolgt von einem Prozess der Umstrukturierung (Restabilisierung), der einsetzt, wenn eine neue Formatvariation sich durchsetzt und etabliert. Damit verschieben sich dann auch die Variationsmöglichkeiten (die Produktionsmöglichkeiten der Variationen) sowie die soziale Selektion der Formate, die Logiken des Anschlusses.

Kann man experimentell für bestimmte Zwecke und Bedürfnisse Formate entwickeln? Wäre es möglich, die Entwicklung von experimentellen Formaten an der Antizipation der *Restabilisierung* auszurichten, also an jenem Zustand, den die Gesellschaft annehmen würde, wenn das experimentelle Format sich durchgesetzt hätte? Oder geht es zunächst darum, darüber nachzudenken, wie die Reflexion über Formate in entsprechende Formate eingebaut werden kann? Diese Fragen sind Ausgangspunkt einer Forschungsbemühung, die sich wiederum selbst als soziales System versteht, als einen kommunikativen Zusammenhang. Dieser kommunikative Zusammenhang besteht aus zwei eng miteinander verflochtenen Bereichen: einem praktischen, experimentellen Bereich – hier geht es um das konkrete Entwerfen von unmittelbar-sozialen und medialen Formaten für eine anders mögliche Gesellschaft – und einem theoretischen Bereich – in ihm geht es darum, Perspektiven zu entwickeln, die für diese Experimente hilfreich sein könnten und die einen entsprechenden Reflexionsraum öffnen, in dem die durchgeführten Experimente entworfen und reflektiert werden. Da wir den Bereich der Theorie als soziales System begreifen, können wir auch ihn experimentell bearbeiten.

Es kommt zu einer wissenstheatralischen Selbstanwendung: der kommunikative Zusammenhang, in dem das Wissen über Formate entsteht, wird mit Hilfe des Wissens bearbeitet, das in ihm selbst generiert wird. Ausgerichtet wird diese Wissensinszenierung an der möglichen Wirkung, also an der vermuteten Fruchtbarkeit, „eher bessere“ Formate zu entwickeln. „Eher bessere“ Formate sind Formate, bei denen die Teilnehmer an den Formaten Mitgestalter der Formate sind oder in denen die Logiken des Bedarfs von den Logiken der Bedürfnisse⁶¹ abgelöst werden.

⁶¹ Wir unterscheiden zwischen Bedürfnis und Bedarf. Das Bedürfnis ist eine Mangelempfindung, die auf Befriedigung drängt, es ist eine mehrdimensionale menschliche Empfindung und abhängig von Rahmenbedingungen. Bedürfnisse haben immer eine qualitative Dimension. Sie sind entweder natürlich oder gesellschaftlich oder eine Mischung aus beidem. Bedarf ist der Anteil des Bedürfnisses, der mit Kaufkraft ausgestattet ist und sich dadurch konkret als Nachfrage niederschlägt. Er lässt sich damit quantitativ bestimmen. Da Unternehmen nur gewinnrelevante Daten verarbeiten können, können sie nur auf den Bedarf, nicht aber auf Bedürfnisse reagieren. Die menschlichen Bedürfnisse erscheinen Unternehmen deshalb nur als Konstruktion eines Grundes von Zahlungen, also vermittelt durch den Bedarf. Dass sich die Produktion ausschließlich auf den Bedarf und nicht auf die Bedürfnisse bezieht, ist ebenso nachvollziehbar wie problematisch. Es ist für Unternehmen aussichtsreicher, neue Bedürfnisse dort zu schaffen, wo Kaufkraft vorhanden ist, als für vorhandene Bedürfnisse ohne Kaufkraft zu produzieren. Durch das Vorantreiben der Narration der Nachhaltigkeit können menschliche Bedürfnisse möglicherweise gewinnrelevant werden.

7. Das Verhältnis von ästhetischer Innovation und Gesellschaft muss generell und nicht nur in Hinblick auf ein einzelnes Werk durchdacht werden. Man kann nicht darauf hoffen, dass die Verknüpfung von Innovation mit einem Inhalt dauerhaft – über das eine Werk hinaus – bestehen bleibt. Mediale und unmittelbar soziale Formate müssten vor dem Horizont ihrer möglichen Verbreitung in der Gesellschaft untersucht werden.

8. Unter Umständen wäre es interessant herauszufinden, ob es über die Narration der Nachhaltigkeit möglich wäre, Aspekte der Lebensqualität mit Profitrelevanz auszustatten und so die große Blindheit der Wirtschaft für menschliche Bedürfnisse abzuschwächen. Nachhaltigkeit wird immer in Narrationen vermittelt. Wäre es u.U. sinnvoll, ein Unternehmen zu schaffen, das sich auf die Kommunikation von Nachhaltigkeit spezialisiert, entsprechende Narrationen und damit verknüpfte Ereignisse für die Privatwirtschaft schafft und gleichzeitig einen Diskurs über die Frage etabliert (und inszeniert), in was für einer Welt wir leben wollen?

9. Man müsste mittelfristig darüber nachdenken, ob und wie es möglich wäre, ein *Institut für Formatforschung* zu etablieren, das es sich zur Aufgabe macht, Produktion, Verbreitung und Wirkung von Formaten zu untersuchen.

(to be continued) Berlin, Juli 2007